Hundert Jahre.

Zweiter Theil.

Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1870.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Inhalt.

Zweites Buch.

Während der Sündflut.

Zweites Buch.

Während der Sündflut.

Erstes Kapitel.

Ein Spielabend bei Pütter und eine Gesellschaft bei Elise Bürger.

Wer in den zwanziger und dreißiger Jahren in Göttingen studirte, oder sich dort Studirens halber aufhielt, der ist auch im Hause des witzigsten aller Kroneninhaber, Friedrich Bettmann, gewesen, in der Goldenen Krone an der Weenderstraße, in welcher Kaiser und Könige zu öftern malen seitdem ihr Nachtquartier aufgeschlagen haben. Wer dort aber jenerzeit ein- und ausging, der fand allda alltäglich ein altes, kleines, zusammengeschrumpftes Männchen, mit gelber Perrüke, die weniger als Haarschmuck, denn zur Erwärmung des Kopfes diente, abends in der hintern Stube vor der Mutterflasche mit gelbem Lack sitzen, sich und den Stammgästen daraus einschenkend und diese lebhaft unterhaltend. Als die Georgia Augusta ihr funfzigjähriges Jubiläum feierte, da war dieser alte Mann schon wohlbestallter Universitäts-

Kupferstecher, und als 1837 Göttingen sein hundertjähriges Jubiläum feierte, da war Riepenhausen neben Brüderchen Heinrich Dietrich, dem Sohne des obenerwähnten Buchhändlers Heinrich Dietrich, dem Pastor Luther u. a. m. einer der wenigen, die noch vom Jahre 1787 erzählen konnten als Festgenossen und Universitätsmitglieder von damals. Riepenhausen, der Freund Lichtenberg's, Blumenbach's, Wrisberg's, der Hauswirth Bürger's in seiner schwersten Lebenszeit, der geniale Mann, der Hogarth's Meisterwerke mit seinem Griffel für Deutschland zugänglich, ja mit Lichtenberg's Erklärungen zum Nationaleigenthum gemacht hat, war zu der Zeit nach 1830 nichts mehr als ein alter schwacher Mann und Vater zweier berühmter Söhne, der Gebrüder Riepenhausen, Maler in Rom, während ein jüngerer Sohn bummelnd und nichtsthuend ihm das Mark des Lebens aus dem Beutel sog, und eine Tochter, Präsidentin eines 1822 gestifteten Ypsilanticlubs, nach dem Einen wahren Zukünftigen schmachtete. Riepenhausen war, sobald es dunkelte, Sommer und Winter der erste Gast in der Krone. Er wußte viel zu erzählen, der alte Herr, und er hat mir Dinge berichtet, von denen in unzähligen Büchern, die über Göttingen geschrieben sind, kein Wort steht, und hätte sich Otto Müller von ihm

eine Stunde über Bürger erzählen lassen, er würde einen bessern Roman als den uns vorliegenden geschrieben und Novalis nicht mit dem Vetter des Fürsten von Hardenberg verwechselt haben.

In der andern Gaststube hingen damals noch einige alte vergilbte Kupferstiche, theils mit dem Namen von Riepenhausen, theils mit dem seines Schülers Grape bezeichnet. Das eine war ein Nachtstück mit der Unterschrift: Landesvater der Studenten im Kerstlingeröder Felde in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1790. Da lagen sie herum, die Studiosen der damaligen Zeit, mit ihren dreieckigen Hütchen, ihren Zöpfen, den langen bis auf die Hacken reichenden Röcken, Fracks darf man wol nicht sagen, zum Theil in Kniehosen mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, zum Theil mit Stulpenstiefeln, im großen Kreise auf der dunkeln Waldwiese. In der Mitte brennt ein großes Feuer. Neben dem Feuer sitzt der Präsident, den Degen (nicht den Schläger) in der Hand mit daraufgespießten Hüten. Einige dieser Degen, ganz voll von Hüten, liegen schon zu seinen Füßen. Neben ihm stehen zwei Eimer mit Wein und liegen eine Anzahl Becher auf der Erde. Der Studiosus, der, den Hut auf den Degen stoßend, vor ihm steht und singt:

Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein treuer Bursche sein —

nähert sich offenbar moderner Richtung. Er hat eine kurze Jacke, lange Beinkleider, der Hut, den er in der Hand hält, ist rund, wie ihn von den Hunderten der umherlagernden Studenten nur ein Zehntel trägt. An der Seite hat er den Degen, das Pistol im Gürtel. Das Haar ist üppig und hinten mit Mühe zu einem dicken Zopf zusammengebunden. Man sieht es der Figur, so klein sie auf dem Bilde ist, an, daß das ein Geist ist, der gewirkt und geschafft hat in der Welt.

Riepenhausen hat mir das Bild oft erklärt. „Sudelarbeit, Sudelarbeit!" pflegte er zu sagen, „Jugendsünden von Grape, mein Name steht unschuldig darunter, habe nur die Zeichnung gemacht, war dabei, hatten mich meine Freunde mitgeschleppt; der dort singt, war mein Herzensfreund, ein prächtiger Junge, Justus Erich Bollmann, wissen Sie, wissen Sie, der den Lafayette in Olmütz befreite. Hier an dieser Ecke lagerten Karl Haus, Heinrich Schulz und ich. Schulz erhebt sich schon, er muß nach Bollmann in den Kreis und vor den Präsidenten treten. Es fehlte an Bechern, mußte der Stiefelwuchs die

Becher den in den Kreis Tretenden gefüllt überreichen.

„O ich kann Ihnen noch ein paar Dutzend von denen nennen, die da liegen. Sehen Sie, der Präsident da in der Mitte, dem Feuer nahe, er hält den Degen mit den Hüten in der linken Hand, in der rechten hält er die lange Thonpfeife, von denen der Stiefelwuchs rechts des Feuers einige Dutzend mit gelbem Knaster stopft, das war der Graf Schlottheim, die eigentliche Seele des Auszugs. Hier im Vordergrunde lagert der Graf Saint-Simon, der seit zehn Jahren die Ihnen bekannte Sekte gestiftet hat. Auch der Metternich ist auf dem Bilde, aber wo? Ach meine Augen, meine alten Augen, sie wollen nicht mehr.

„Hier auf dem zweiten Bilde, das Tagsleben in Kerstlingerode darstellend, sitzt wieder Schlottheim als Bacchus ohne Rock auf dem Faß. Sehen Sie dort unter den Bäumen rechts. Da war die Friseurwerkstatt aufgeschlagen, sämmtliche Friseure Göttingens waren dem Auszuge gefolgt und verrichteten hier unter freiem Gotteshimmel das Aufbinden der Zöpfe und Pudern. Das da, links in dem Baumgange, sind die witzenhäuser Obstweiber, die gleichfalls nachgefolgt waren. Ja wären wir noch acht Tage dort oben

geblieben, die gesammten göttinger Philister und viele Hofräthe und Professoren wären nachgezogen. Aber wir litten schon am dritten Tage Hunger, denn die Freitische und die Traiteurweiber zogen nicht mit.

„Sehen Sie hier das dritte Bild, der Einzug der Studenten ins Albanithor. Das da ist der von Sehlen'sche Garten, damals Wacker's Garten. Alle Senioren und Consenioren der Verbindungen sind zu Pferde, voran wieder Graf Schlottheim.

„Will Ihnen sagen, will Ihnen sagen, junger Freund, war eigentlich großer Unsinn die ganze Geschichte. Kommt ein Tischlergesell nach Göttingen und redet den auf der Weenderstraße wie gewöhnlich bummelnden Grafen Schlottheim an: «Kann Er nicht sagen, wo die Tischlerherberge ist?» «Verdammter Kerl!» erwidert dieser und schlägt ihn hinter die Ohren, «wie kann Er mich Er nennen?» Das haben aber einige Gesellen in einer nahen Herberge gesehen. Sie springen dem Bruder Tischler zu Hülfe, und Graf Schlottheim bekommt eine tüchtige Tracht Schläge. Dieser ruft: «Bursche heraus!» Der Ruf durchtönt die Stadt und bald sind sechshundert Burschen, mit Säbeln, Degen, Rappieren bewaffnet, auf den Straßen. Aber die Gesellen sind verschwunden, man findet keinen Gegner, mit dem man sich schlagen

kann. Da kommt dem Grafen Schlottheim ein großer Gedanke. «Die Füchse sollen hinter der Mauer her eine Feuerleiter holen!» befiehlt er. Dies geschieht. Man setzt die Leiter an die Tischlerherberge, holt das Schild herunter, trägt es in feierlicher Procession nach der Leine und wirft es bei der Alleebrücke in den Kanal.

„Nun aber fühlt sich der ganze Handwerkerstand, Meister wie Gesellen, an ihrer Ehre gekränkt, und da man von dem «Akademischen» vergeblich Genugthuung fordert, rottet man sich zusammen, überfällt zunächst das Corps, dem Schlottheim als Senior vorsteht, als es seine Kneipe verläßt, und prügelt jeden Studenten, den man trifft. Abermals heißt es: «Bursche heraus!» und jetzt kommt es zu einem förmlichen Treffen, wobei die Flederwische der Rappiere und Degen gegen Ziegenhainer und Besenstiele unterliegen. Dragoner werden von Nordheim requirirt, die Ruhe herzustellen. Sie hauen nicht nur auf die Philister und Knoten ein, sondern auch auf die Studenten.

„Das nehmen diese übel, und so heißt es Auszug! Auszug, in Ver . . . . . wer nicht mit auszieht! . . . So kam es! Habe mich immer zu der Jugend gehalten und bin deshalb auch jung geblieben, im Herzen wenigstens. Folgte meinem Freund Bollmann, den

ich ins Herz geschlossen. Aber der Graf Schlottheim!

„Ein schlimmer Knabe das, viel Lärm und Unruhe gemacht in meinem Hause, könnte schöne Geschichten von ihm erzählen. Bürger hat seine Frau seinethalben fortgejagt und mit Recht.“

Der Alte trank ein Glas aus der Mutterflasche, andere Gäste traten herein, Philipp Otto von Münchhausen kam aus dem Theater und ergriff das Wort, und nun kam der Alte nicht mehr zur Rede.

Also waren unsere jungen Freunde in so großer ernster Zeit in kleinlichen Studententhorheiten verkommen? Wir freuen uns, das verneinen zu können; aber dem Auszuge konnte sich kein Bursche entziehen, ohne in Verruf zu kommen. Justus Erich, der Mediciner, Karl, der Jurist, und Heinrich, der Theologe, setzten in Göttingen das im Rathskeller zu Bremen angeknüpfte Freundschaftsbündniß fort, sie wohnten in Einem Hause an der Marsch, führten in manchen Dingen Einen Haushalt, liebten sich und schwelgten in Natur- und Poesiegenüssen, in Träumen der Vergangenheit und Zukunft.

Bollmann war der praktischste von ihnen, der das Leben nahm und genoß, wie es sich ihm gab, ohne die Zukunft von einer sehr idealen Seite anzusehen.

Ein Arzt in Hoya, vielleicht ein Physikus mit dem Titel Leibmedicus und einer Einnahme von 1000 Thalern, wenn das Ding gut ging. Ein liebes, sorgsames Weibchen, vielleicht seine süße Nachtigall aus Heustedt, das war seine Zukunft, wie er sie sich früher gedacht hatte. Sie genügte ihm nicht, ein unbestimmter Drang wollte mehr vom Leben. Jetzt, wo die Franzosen erwacht waren, die Ketten von sich abgeschleudert hatten, wo die Bastille zertrümmert lag, Freiheit und Gleichheit das neue Evangelium geworden war, und auf dem Marsfelde Herzogin und Tagelöhner, Nähterin und Marquis gearbeitet hatten, die Karren zu füllen, um den Festplatz herzustellen, war Hoya für seine Zukunft zu klein. Er hätte Volkstribun sein mögen, in der Constituirenden Versammlung sitzen, die Rechte des bedrückten dritten Standes, der ja für die Zukunft alles sein sollte, zu vertheidigen.

Heinrich Schulz war eine mehr träumerische Natur. Ihm war in Göttingen erst ein Verständniß dessen, was wir mit dem Gesammtnamen Bibel bezeichnen, erschlossen. Michaelis, der kühne Orientalist, hatte nicht umsonst die erste kritische Hand an die heiligen Bücher gelegt, die Deisten in England hatten ihm nicht umsonst vorgearbeitet.

Heinrich saß halbe Nächte hindurch im Winter,

und war früh morgens auf im Sommer, um Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zu studiren, und sich in eine Gedanken- und Kategorienwelt zu vertiefen, die weder Justus Erich noch Karl begreifen konnte.

Karl hatte sich ursprünglich leidenschaftlich auf Institutionen und Pandekten geworfen. Das Studium war damals noch ein schwierigeres, man folgte der Anordnung der Compilation, man studirte nach den Legalpandekten. Dann hatte er sich zwei Lieblingsstudien und Lieblingslehrer angeschafft, freilich in Charakter und Gesinnung wie im Ziel des Lehrens grundverschieden; Spittler, den vorurtheilsfreien, denkenden Historiker, den Fortschrittsmann, und Pütter, den grundgelehrten Repräsentanten des Zopf- und Geheimen Hofrathsthums, den Ausbildner der Diplomaten und des Fürstendienerthums in Göttingen. Spittler glaubte an eine Zukunft der Menschheit, und wußte diesen Glauben seinen Zuhörern einzuimpfen, sie für alles Menschlichgroße zu begeistern, wie er selbst dafür begeistert war. Spittler war einer der wenigen, die für die Ideen der Französischen Revolution schwärmten, die Altflickerei haßten und es für nöthig hielten, daß die Völker fortan nach einem neuen System, nach Principien des allgemeinen Rechts und nach allgemeinen Ideen von der menschlichen Natur,

selbst die Geschichte künstlerisch machten, und sich nicht blos durch Fürsten, Maitressen, Günstlinge und intriguante Diplomaten Geschichte machen ließen. Er hielt es für nöthig, daß sich die bestehenden Staaten von Grund aus regenerirten. Aber er durfte diese seine Gesinnung nicht äußern. Georg III. war der schlimmste Gegner der Französischen Revolution und der entschiedenste Hasser jeder Neuerung. In Hannover war der hohe Adel selbstverständlich ebenso gesinnt als der König, und die arbeitende bürgerliche Büreaukratie hielt mit Rehberg dafür, daß es die Erbkrankheit der Deutschen sei, das Hirngespinst von einer über alle Mängel und Unvollkommenheiten erhabenen Menschheit, ein Ideal der Menschheit zu haben. Ob Ernst Brandes eine Zeit hatte, wo er die entwürdigende Stellung der Geheimen Justiz-, Hof- und Kanzleiräthe und der Geheimen Kanzleisecretäre, denen er selbst angehörte, zu den Geheimräthen fühlte, eine Zeit, wo er einen Anflug von einem Demokraten hatte? Wir würden es nicht glauben, wenn es sein Schwager, der ehrliche Heyne, nicht selbst seinem eigenen Schwiegersohn, Georg Forster, geschrieben hätte. Als Ernst Brandes aber von Burke die Aussicht auf eine Unterstaatssecretariatsstelle in London eröffnet war, da war es vorbei mit solchen Hirn-

gespinsten, da ging die Ordre nach Göttingen, über die Französische Revolution nicht in anderer Weise zu denken, keinenfalls in anderer Weise zu reden und zu schreiben, als Burke in seinen Betrachtungen es gethan hatte. Das Höchste, was man erlaubte, war die Lehre: „Bessert bei zeiten, damit nicht eingerissen werde.“ Um dem Campe'schen „Genealogischen Almanach“ entgegenzuarbeiten, den man für eine versteckte „Ermahnung der Völker zum gottgefälligen Aufruhr“ ansah, mußte in Göttingen ein Revolutionsalmanach herausgegeben werden, der in das Schwarze malte. Die Censur wurde verschärft, das Censuredict von 1707 schien kaum noch zu genügen. Man sah es gar nicht ungern, daß der Studentenexceß von 1790 entstand, war das doch der beste Beweis, daß die Jugend noch nicht von revolutionären Ideen angesteckt war.

Pütter, mit seinem zweiundzwanzigsten Jahre schon Professor in Göttingen, war die lebendige Reichsgeschichte, der größte Kenner des verwickeltsten aller Rechte, des deutschen Staats- und Fürstenrechts und des Reichskammergerichts- und Reichshofrathsprocesses. Er hatte in seiner Jugend, nachdem er in Wetzlar und Wien die Erbärmlichkeiten der beiden höchsten Reichsgerichte kennen gelernt, eine „patriotische Ausbildung des heutigen Zustandes der beiden höchsten

Reichsgerichte" geschrieben und darin den Verfall des Reichsjustizwesens sammt dem daraus entstehenden Unheil für das ganze Reich erörtert. Allein er hatte damit, wie ihm Adolf von Münchhausen, der Stifter der Georgia Augusta, schrieb, „zu Wien das Kalb in die Augen geschlagen".

„Damit nun der kaiserliche Hof nicht enragire", schrieb der Minister von Münchhausen selbst eine Recension für die „Göttinger gelehrten Anzeigen", welche vertuschte, beschönigte, versüßte, verkleisterte. Pütter legte seitdem solche, nicht nutzenbringende Schreibereien beiseite, die unzähligen Gutachten, welche er für Fürsten, reichsunmittelbare Städte und Ritter anfertigen mußte, brachten klingende Goldstücke in den Seckel. Pütter sah nicht, daß das Heilige Deutsche Reich, schon aus allen Fugen gerissen, nur noch ein Gespenst war, er lehrte deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, repräsentirte Hannover neben den eigentlichen Gesandten bei deutschen Kaiserwahlen und bildete sich ein, ein deutsches Reich reconstruiren zu können, wenn es zerstört würde. Als 1796 der König von Preußen und der Kronprinz von Dänemark, der älteste Sohn unserer Karoline Mathilde, von einem Besuch bei dem Landgrafen von Kassel zurückkehrend, auf dem Hardenberg übernachteten, vermaß sich Pütter: „Wenn er den

Umsturz des Deutschen Reichs erlebe, aus den Ruinen des alten ein neues Staatsrecht zu bilden." Im nächsten Jahr war schon Rastadt da, und bis zur formellen Auflösung des Reichs dauerte es nur wenige Jahre. Ob der Pütter, der ein neues Reich erbauen könnte, uns in Bismark erstanden ist? Die Siebzehn und die Professoren von 1848/49 sammt allen Mitgliedern des Parlaments wie Vorparlaments haben es nicht gekonnt.

Reichsgeschichte und Reichsstaatsrecht gehörten nicht zu den juristischen Brotstudien, sie waren eigentlich nur Sache der vornehmern Studirenden, die sich auf Fürstendienst oder für diplomatische Carrière ausbilden wollten. Karl hatte aber, wie zur Geschichte überhaupt, einen ungemeinen Drang, gerade in diesen Fächern sich auszubilden; er war einer der fleißigsten Zuhörer Pütter's, was ihm denn auch eine Einladung des Geheimen Justizraths zuzog, eine Ehre, die eigentlich nur Grafen und Freiherren zutheil wurde.

Pütter wohnte in dem jetzigen Krämer'schen (Rüte'schen) Hause an der Allee- und obern Maschstraße, und ihm standen, mehr wie beinahe sämmtlichen Professoren und Hofräthen, die größten Räume damals zur Verfügung. Er pflegte jeden zweiten Sonntag zu einer Partie einzuladen. Es wurde in drei,

vier Zimmern von Herren und Damen eine Partie Whist gespielt, Thee getrunken, Kuchen und Butterbrot, später für die Herren ein Glas sauern Weins verabreicht. In den Jahren 1788 und 1789 waren die englischen Prinzen (später die Herzoge von Cumberland, Sussex und Cambridge) jedesmalige Gäste. Die nichtspielenden Herren sammelten sich in einem Rauchzimmer, im Sommer auch wol in dem Garten und Gartensalon, mit blauen Fliesen ausgelegt, in den später Goethe vor dem Tuten der göttinger Nachtwächter flüchtete. Der Geheime Hofrath nahm Karl, als dieser erschien, beiseite.

„Mit Freuden, Herr Haus, habe ich bemerkt, daß Sie nie eine Stunde meines Collegiums versäumt haben, und ich zweifle nicht, daß Sie zu Hause fleißig nachstudiren. Der Herr Geheimrath Graf von Schlottheim hat mich beauftragt, einen jungen Mann in Vorschlag zu bringen, der mit seinem Sohn deutsche Reichsgeschichte und Staatsrecht repetire. Sie würden für vier Stunden wöchentlich das Semester ein Honorar von 10 Louisdor bekommen, und außerdem würde Se. Excellenz gewiß bei späterer Carrière förderlich sein. Darf ich Sie vorschlagen?“ Karl nahm mit vielem Dank das Anerbieten an, das ihm die Gelegenheit gab, seinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen

und in den Ferien eine Rheinreise zu machen, zu der er auch schon von dem Stipendium des bremer Onkels zurücklegte.

Man hatte mit Bollmann und einem Schweizer Girtanner schon den Harz nach allen Richtungen durchstreift, Fußtouren nach Kassel waren an jedem Pfingstfest unternommen, der Rhein, das war die Sehnsucht der Heustedter, die Bollmann durch seine Erzählungen von dort immer mehr anfrischte.

Nachdem der Student zugesagt, verfehlte Pütter nicht, den künftigen Repetenten dem anwesenden Studiosus Grafen Schlottheim vorzustellen. Es wurde eine Zeit und der Anfang des Repetitoriums verabredet. Der Herr Graf war aber kein fleißiger Schüler, er schwänzte das Repetitorium, so oft es ihm einfiel, und vom Repetiren konnte eigentlich nicht die Rede sein, da Schlottheim absolut gar nichts aus dem Collegium heimgebracht hatte. Wozu soll ich mich mit Lernen plagen? habe ich als künftiger Geheimrath nicht meine Arbeitsesel, die Geheimen Secretarien und die Geheimen Hofräthe? dachte er durchaus folgerecht.

Karl lehnte die ihm gebotene Karte ab, er begab sich in das Rauchzimmer, wo Lichtenberg, sein Lehrer in der Physik, mehrere jüngere Professoren und Privat-

docenten, auch einige Studenten sich unterhielten. Eigentlich trug nur Lichtenberg die Kosten der Unterhaltung, indem er, wie seine große Elektrisirmaschine, wenn sie in Schwung gesetzt war, Witzfunken auf Witzfunken entströmen ließ. Er behandelte in Gegenwart der meist Bezopften eben das Thema von den Schwänzen, zu dem er Zeichnungen von Chodowiecki vorlegte.

„Hier, meine Herren, sehen Sie zuerst zwei Musterbilder heroischer kraftvoller Schwänze, zuerst einen Sauschwanz . . . man sieht den Teufel der Sauheit, man fühlt instinctmäßig den Schrecken Israels. Der Inhaber oder vielmehr die Inhaberin dieses Schwanzes war ein Urgenie, lungerte Tage lang im Schlamm hin, vergiftete ganze Straßen mit unausstehlichem Pestgeruch, brach in eine Synagoge bei Nacht und entweihte sie scheußlich. Sie ward, nachdem sie mit unerhörter Grausamkeit drei ihrer Jungen lebendig gefressen, und nun ihre kannibalische Wuth an einem armen Kinde auslassen wollte, von Betteljungen erschlagen und von ihren Henkersknechten halb gar gegessen.“

Man lachte unbändig, weil man in dem zusammengerollten Schwanz den Zopf eines in der akademischen Welt wohlbekannten Mannes, des Commandanten der

Schnurren (akademischen Polizeisoldaten) zu erkennen glaubte.

„Hier ein neues Bild, der Schwanz einer englischen Dogge. Betrachten Sie diesen Hundeschwanz und bekennen Sie offen, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts weichlich hundselndes, nichts damenschößichtes, zuckernes, mausknapperndes, winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtiges, kraftherbergendes Hinstarren. Wer fühlt nicht hohe, an menschliche Idealität angrenzende Hundheit in dieser Krümmung. Dieser Schwanz gehörte Heinrich's VIII. Lieblingshunde zu, er hieß und war Cäsar.

„Hier ein drittes Bild, acht Silhouetten von Burschenschwänzen. Nr. 1 ist fast Schwanzideal! Germanischer eiserner Elater im Schaft; Adel in der Fahne; offensiv liebende Zärtlichkeit in der Rose. Durchaus mehr Kraft als Besonnenheit! Nr. 2. Ueberall mehr Besonnenheit als Kraft. Aengstlich gerade, nichts Hohes, nichts Aufbrausendes, süßes Stutzerpeitschchen, zartes Marzipanherz ohne Feuerpuls. Nr. 3. Eingezwängter Fülldrang, studirt Medicin! Nr. 4. Satyrmäßig verdrehte Meerrettichform. Der Kahlköpfigkeit letzter Tribut an Schwanzheit be-

zahlt. Alte Feldmarschallskraft zu Fähnrichs Natur aufpommadet, aufgekämmt und aufaffectirt. Nr. 5. An Schneidergesellheit und Lade grenzende schöne Literatur. Nr. 6. Junger Kater oder junger Tiger. Nr. 7. Abscheulich! Elendes Werk nicht der Natur, sondern des Seilwinders. Nr. 8. Heil dir und ewiger Sonnenschein, glückseliges Haupt, das dich trägt. Stünde Lohn bei Verdienst, so müßtest du Kopf sein, vortrefflicher Zopf und du zopfbeglückter Kopf!

„Aber meine Herren, zerreißen Sie mir das Bild nicht, bemühen Sie sich vielmehr, folgende Fragen zu lösen:

„Welches ist der Jurist, der Mediciner, der Theologe, der Weltweise, der Taugenichts, der Lügner?

„Welcher ist der verliebteste?

„Welcher hat den Freitisch?

„Welchen könnte Goethe getragen haben?

„Welchen würde Homer wählen, wenn er wiederkäme?“

Man lachte so laut, daß die neugierigsten Damen aus den benachbarten Spielzimmern kamen, um zu sehen, was es gäbe; ... jeder der Herren prüfte und betrachtete den Zopf des andern, um eine Aehnlichkeit zu finden. Alle waren der übereinstimmenden Meinung, daß es sich zu Thieren machen heiße, einen solchen Schwanz

am Kopfe zu tragen, und doch mochte keiner wagen, den eigenen Zopf zuerst wegzuschneiden.

Aber Lichtenberg konnte auch ernsthaft sein; als das Gespräch auf die neuesten Begebenheiten in Frankreich kam, sagte er manches scharfe Wort für die junge Aristokratie aus ganz Deutschland, die sich nach und nach um den Zopftisch gesammelt hatte. „Die Französische Revolution“, sagte er unter anderm, „wird nicht nur die Reise um die Welt machen, wie mein Freund Mirabeau schon gesagt hat, sie wird auch die Welt umwandeln, und unsere Enkel werden es erleben, wie der aus Nichts zu Etwas gewordene dritte Stand sich, wenn er glaubt auf der Stufe der Herrschaft zu stehen, ebenso gegen den heute noch nicht existirenden vierten Stand vertheidigen muß, wie jetzt das Königthum, der Adel und die Geistlichkeit gegen den dritten Stand.“

Karl dachte die ganze Nacht hindurch an diese Worte.

In Göttingen wurden die Eindrücke, welche die Französische Revolution auf die ganze Welt machte, für Studiosen auf jede Weise abgeschwächt und abgedämpft. An einer journalistischen Presse fehlte es in Hannover, das unter einem unerhört harten Censuredict seufzte, gänzlich; auswärtige Zeitungen waren

nur dann erlaubt, wenn sie alles schlecht machten, was von den Freiheitsdrängern in Frankreich geschah; französische Originalblätter kamen nur in die Hände der wenigen Professoren, welche sich von Berufs wegen oder aus eigenem Sinn auch mit dem beschäftigten, was in der Gegenwart geschah. Es war für jedermann schwer, die Wahrheit zu erfahren, da die Facta auch in den französischen Blättern immer nur im Licht der einen oder andern der kämpfenden Parteien erschienen.

Wie anders, als im Herbst 1790 die Freunde mit dem schon genannten kleinen Girtanner nach dem Rhein kamen. Dort hatte die Bevölkerung bis auf die Straßenbuben sich schon entschieden, man war Aristokrat oder Jakobiner, und man mochte hinkommen, wohin man wollte, in öffentliche oder Privatgesellschaften, überall entweder Enthusiasmus für die neu heraufbrechende Zeit oder Feindschaft und Haß gegen sie. Dort wimmelte es schon von Emigranten, die, königlicher als der König, Complote über Complote schmiedeten, Ludwig XVI. und Marie Antoinette aus den Händen des Mob zu befreien, wie man sich ausdrückte.

Es kam über unsere jungen Freunde zum ersten mal das Gefühl der Freude, in einer Zeit zu leben,

wo die Menschheit so thätig sich rührte, sie hörten hier zuerst von dem eigentlichen Inhalt der parlamentarischen Kämpfe in Frankreich wie von den leidenschaftlichen Verhandlungen der Clubs.

Sie sahen, wie die Discussionen der Nationalversammlung das ganze Gewebe der politischen Verhältnisse offen legten. Alle staatsrechtlichen, bürgerlichen, sittlichen, volkswirthschaftlichen Fragen wurden zu gleicher Zeit erörtert, und die jungen Köpfe wurden ganz verwirrt von der Massenhaftigkeit der vielen neuen, plötzlich auf sie einstürzenden Ideen.

Dazu kam der überwältigende Eindruck, den der Rhein auf jeden macht, der ihn zuerst sieht. Eine Fußreise von Heidelberg bis Köln, und dann wieder hinauf nach Mainz erquickte die Studiosen an Leib und Seele; wie den jungen Wein trank man die Ideen der Französischen Revolution von Menschenrechten, ureigenen und urheiligen, von Freiheit und Gleichheit. Girtanner, der Schweizer und Republikaner, war ganz Feuer und Flamme und mehr als einmal mußte ihn die norddeutsche Ruhe und Kraft Karl's und Heinrich's aus Conflicten mit aristokratisch gesinnten jungen Leuten ziehen, mit denen er an öffentlichen Orten aneinandergerieth.

Drei junge Schwärmer für Freiheit und Gleichheit

zogen Mitte October wieder in Göttingens Thore ein, das sie mit ziemlich indifferenten politischen Ansichten verlassen hatten. Von nun an waren Politik und die mannichfachen kleinen Ereignisse der Rheinreise der Gesprächsstoff der Freunde, denen der ältere Riepenhausen, der wenig von Deutschland gesehen hatte, eifrig zuhorchte, während er rührig Grabstichel und Radirnadel führte.

Wenn man von der kurz vor dieser Zeit also getauften Prinzenstraße in Göttingen über den Collegienplatz nach der Paulinerstraße ging, so hatte man damals wie jetzt rechts die Bibliothek, links eine Mauer von Kalksteinen, hinter der Bäume auf das Vorhandensein von Gärten deuteten. War man durch den sogenannten Bibliotheksbogen, in welchem an schwarzen Bretern allerlei Anschläge von zu haltenden und nur pro forma angekündigten Vorlesungen, Relegationen, consiliis abeundi der Georgia Augusta und anderer Universitäten, hinter Gitterwand angeschlagen waren, auf die Paulinerstraße gelangt und wandte sich nach Osten, so kam man links einbiegend durch einen Thorweg im Meister'schen Hause zu einem der Gärten hinter jener Mauer, der dann an den Garten hinter der Dietrich'schen Buchdruckerei und dem Prinzenhause stieß. In diesem Garten stand ein von Bäumen ein-

geschattetes Haus, das des Kupferstechers Riepenhausen. Dieser, damals etwa vierunddreißig Jahre alt, beschäftigte sich, jene beiden Bilder Hogarth's in Kupfer zu stechen, welche einen Ausspruch des Aristoteles in Beziehung auf alle lebenden Creaturen versinnlichen sollten, der auch von Blumenbach als wahr anerkannt wurde, jedoch „excepto passere et studioso", wie er unter Beifall seiner zahlreichen Zuhörer ein halbes Jahrhundert hindurch explicirte.

Es war Winter und Riepenhausen hatte seine jungen Freunde zu einer Bowle eingeladen, damit der Abzug der ersten Platte avant la lettre, der ein äußerst gelungener war, gefeiert würde. Eine Bowle Punsch machte man damals auf einfachere Art als heutzutage; Schiller gibt das Recept. Bollmann braute das Getränk aus Rum, Citronen und Zucker. Girtanner stopfte die thönernen Pfeifen, Karl hatte Riepenhausen's Zeichenmappe vor sich, Heinrich saß am dickleibigen eisernen Ofen und träumte vom neuen Schlosse in Heustedt und seinem Ideal Anna. Ein ordentliches Gespräch wollte nicht zu Stande kommen, denn Riepenhausen wohnte zu ebener Erde, über ihm wohnte als sein Miethsmann der Dichter Bürger, und dessen junge Gattin hatte „ihren Abend".

Gottfried Bürger hatte sich wenig Monate früher

aus Stuttgart jenes Schwabenmädchen als dritte Frau geholt, die sich öffentlich ihm selbst angeboten, die übernommen hatte, Molly's Stelle auszufüllen.

Bürger hatte ihr die Beichte eines Mannes geschickt, der ein ehrliches Mädchen nicht hintergehen will. Er hatte ihr sein Aeußeres wie Inneres wahrheitsgetreu geschildert, sie hatte ihm geantwortet, sie werbe nicht um Fleisch und Bein und Kleid, und stelle er als Aga der Philistergilde sich dar, sie wisse besser, was an ihm sei:

Getreu wird's (das Schwabenmädchen nämlich)
unter Himmelssegen
Des einzig lieben Mannes pflegen
Bis zu dem höchsten Stufenjahr,
Und Deutschland soll's zu rühmen haben,
Daß dieses Jungferlein aus Schwaben
Einst Bürger's Gattin war.

So war Elise Hahn als Bürger's Gattin in Göttingen eingezogen und hatte schnell in der jungen Studentenwelt Eroberungen gemacht. Um die pecuniären Verhältnisse Bürger's aufzubessern, hatte man acht bis zehn Kostgänger aus der Zahl der vornehmern und reichern Studirenden angenommen, welche mittags wie abends an Bürger's Tafel aßen. Das Schwabenmädchen ließ die Küche durch eine Köchin besorgen, machte am Morgen die Toilette und empfing oder

machte Visiten, ging nachmittags spazieren oder empfing zum Kaffee, ging abends in Concerte, Bälle, Pickenicks. Man war damals in der ganzen Welt nicht sehr prüde, wie man es heute wenigstens zu sein scheint; auch in dem Hause manches steifleinenen Hofraths ging es in Abwesenheit desselben oder nachts, wenn er schlief, sehr lustig zu. Man fand aber bald, daß Elise Bürger es etwas zu weit treibe, sie nahm den bisher begünstigtsten Damen ihre Liebhaber. Das verzeiht man in der Frauenwelt nicht. Heute empfing die Frau Professorin. Ein nicht sehr großes Zimmer nahm funfzehn Personen auf, darunter sechs Herren und neun Damen; man trank Thee und aß Kuchen und Butterbrot dazu. Man scherzte und lachte, klatschte und skandalisirte über Abwesende. Die Damen waren jung, die Herren nur Studiosen, zum Tanzen war kein Platz. Elise schlug ein Pfänderspiel vor.

Die Strafen dictirte Amor, sie bestanden regelmäßig in Küssen, bei denen nur die Zahl, die Art und Weise, ob die ganze Gesellschaft durchgeküßt wurde oder ob einzelne Personen sich küssen mußten, ob dies öffentlich oder in dem dunkeln Nebenzimmer geschah, wechselte. Eine scheinbare Sprödigkeit, die zu entfliehen suchte, sich aber doch haschen oder fangen ließ,

erhöhte den Reiz des Spiels. Nach dem Pfänderspiel kam Blindekuh an die Reihe. Man tanzte im Kreise um die Blindekuh, die dann plötzlich zwischen die Tanzenden sprang, um eine Person zu haschen und zu benennen. Der Kreis zerstob dann; der oder die Gefaßte suchte zu entfliehen; es entspann sich oft ein Kampf, bei dem der Blinde sich erlauben durfte, was dem Sehenden unerlaubt gewesen wäre. Man riß und zerrte sich, fiel zu Boden, wälzte sich auf demselben herum, wie die Kinder es zu thun pflegen. Die Toiletten der Damen kamen in Unordnung, die gepuderten Seitenlocken der Jünglinge zeigten sich widerspenstig, die Zöpfe wurden auch wol zum Schabernack aufgebunden, kurz es war ein Leben und Treiben, von dem wir heutzutage einen Begriff gar nicht haben, und zu dessen Schilderung ein Hogarth'scher Pinsel gehörte.

„Mach, daß du fertig wirst", sagte Riepenhausen zu Bollmann, der noch immer an seinem Punsche braute, „diesen Höllenlärm ertrag' ich nicht mehr. Auf die Gefahr hin, daß ihr mir mein Staatszimmer zurechtschmökert, daß Lichtenberg, der morgen meinen ersten Abdruck sehen will, wenn er den Knaster riecht, zu schimpfen anfängt, führe ich euch dorthin. Da sind wir unter Bürger's Schlafgemach und haben diese wilde Jagd nicht über uns."

„Ich bin gleich fertig“, sagte Bollmann, die letzte Citrone ausdrückend, „aber sag' einmal um aller Welt willen, wie kann der Bürger so blind sein?“

„Der arme Kerl hat angebissen, das Schwabenmädchen trägt seinen Ehering, was soll er machen!“

„Mein Zögling“, frug Karl, „Graf Schlottheim, steht wol in erster Reihe unter den Liebhabern?“

„Nicht doch, Graf Hardenberg scheint mir zur Zeit der Begünstigte zu sein. Ich fürchte, es wird nächstens zwischen beiden zum Conflict kommen. Gestern Morgen ging Schlottheim die Treppe hinauf, um der Angebeteten einen Blumenstrauß zu bringen, während Graf Hardenberg herunterkam. Graf Hardenberg sah gegen die Behauptung des Aristoteles da“, er wies auf seine Kupferplatten, „ganz glücklich und fidel aus. Obgleich meine Treppe nun breit genug ist, carambolirten die Herren doch. Und ob nun, wie ich deutlich sah, Schlottheim stieß, entschuldigte sich doch Hardenberg ganz höflich und bemerkte höhnisch, er bedaure, daß der Herr Graf zu spät komme, der Herr Professor habe seine Vorlesung schon beendigt und genieße bei seiner Frau eine Tasse Chocolade.“

„Nun still mit dem Klatsch“, rief der Punschbereiter dazwischen, „sind wir denn Frauenzimmer? Hier, der Trank ist gut, ich folge dir in dein Staats-

zimmer, vorausgesetzt, daß du Bürger, der in seinem Collegiensaal gegenüber sich auf morgen zu präpariren scheint, einladest.“

„Soll geschehen, soll geschehen“, sagte Riepenhausen und trippelte aus dem Atelier, während die Gesellschaft, Heinrich mit Lichtern voran, Bollmann mit der Punschbowle, Girtanner mit den gestopften Pfeifen und dem Taback, Karl mit dem Präsentirteller voll Gläser in das Staatszimmer wanderten. Dieses würde heutigentags für ein solches nicht haben gelten können, außer einigen vorzüglichen alten Stichen, die an der Wand hingen, war es einfach mit einem Sofa von Rohr geflochten, mit Rohrstühlen und einigen Tischen und Kommoden möblirt.

Riepenhausen, der schon damals mehr trippelte als ging, erschien nun mit Gottfried Bürger, der wie ein Riese neben dem schwächlich gebauten Hauswirth aussah. Bürger entschuldigte sich, daß er in Schlafrock und Pantoffeln komme, sein Hauswirth habe ihn aber mit Gewalt vom Studium Kant’s fortgeführt. Bürger rauchte aus seiner langen Pfeife . . . „seinem Hausprügel“, wie er sie nannte; er wurde in das Sofa genöthigt, und bald kreisten die Punschgläser und vertrieben die finstern Wolken von Bürger’s Stirn, die sich in der Regel dort schon lagerten. Man sang eins

der damals beliebten, aus dem Kreise des göttinger Dichterbundes stammenden Punschlieder, man sprach über Kant und die Widerwärtigkeiten, die Bürger als Lehrer seiner Philosophie hier zu bestehen habe, stritt, ob Lessing's „Nathan“ oder Schiller's „Don Carlos“ oder Goethe's „Egmont“ das berühmteste deutsche Drama werden würde, machte Muthmaßungen, wer das neue Talent wol sei, das ein Jahr früher seine Auswahl aus des Teufels Papieren in die Welt geschleudert, man kam auch des öftern auf die beiden Platten zurück, welche Riepenhausen zur Zeit in Kupfer stach, um an die Situation allerlei Späße zu knüpfen, denen Bürger nicht abhold war, die aber für unsere heutigen Leser zu derb sein möchten.

Vollmann braute schon an der zweiten Bowle, als ein kleiner, feingepuderter Herr in braunem Frack und eleganten Spitzenmanschetten, gleicher Chemisette und weißem Halstuch in die Stube trat.

„Willkommen, willkommen! Brüderchen!“ schallte es von allen Seiten. Es war Heinrich Dietrich, der Jüngere, der Buchhändler.

„Das trifft sich ja, wie von Gott gegeben, wollte eben meinem Freund Bürger dort einen heute hier angekommenen Schatz bringen, und da treff' ich die ganze saubere Gesellschaft wie in Auerbach's Keller.

Kinder! Kinder! wenn ihr wüßtet, was ich hier in der Hand trage! ... Doch welcher sauersüße Duft weht mir dort aus euerer Suppenterrine entgegen? Welcher vernünftige Mensch kann solch Zeug saufen? Riepenkerl! ich will verdammt sein, wenn ich je wieder einen Stich von Euch in meine Almanachs nehme, dafern Ihr mir nicht sofort Papier und Feder und einen dienstbaren Geist schafft. Schüttet das Zeug da zum Fenster hinaus, wenn ich Euch rathen darf, oder schickt es den Burschen hinauf, die bei Frau Professorin oben lärmen, wie ich schon im Garten gehört, das ist ja höchstens Burschengesöff! Mein Schatz kommt nicht aus den Händen, bis dieses unreine Getränk vom Tisch ist."

Riepenhausen war indeß mit einem Talgstumpf schon in sein Atelier gestürzt, um Tinte und Papier zu holen und um sein Factotum Puddelmeier, der in der Küche Wasser zur dritten Bowle kochte, herbeizurufen.

Bürger rief aber: „Brüderchen, Gevatter und Verleger, hochgeehrtester Gönner und Freund, woher auf einmal diese Verachtung gegen einen Trank, den die Götter selbst uns gegeben? Wie viele Abende und Nächte haben wir uns an diesem Göttertrank gelabt?

Nektar und Ambrosia sind uns nichts dagegen gewesen!“

Heinrich Dietrich hatte indeß einige flüchtige Zeilen auf die Rückseite eines verunglückten Abdrucks der Platte I geschrieben und übergab sie Puddelmeier.

„Sklave, geh’ sofort zu meiner Wohnung ... die Gartenpforte steht dir offen, und laß dir von meinem Bedienten und Kellermeister das Getränk geben, das hier verzeichnet ist.“

Währenddeß hatte Bollmann die Gläser vollgeschenkt und brachte dem „Brüderchen“, dem Schutzgeist aller Theologen, die das Unglück hatten, vom Apfel Eva’s genascht zu haben und die Quarre zu kriegen vor der Pfarre, „dem Vater aller Theologenkinder“, ein Hoch, in das die Gesellschaft einstimmte.

Die neue Bowle war leer, ehe der Famulus zurück war, und Riepenhausen ging, gefolgt von Heinrich, in die Küche, um eigenhändig die Punschgläser zu spülen, er besaß andere nicht und wußte, daß Brüderchen Dietrich edlern Stoff anfahren ließ, als bisher getrunken war.

Endlich kam Puddelmeier mit dem Bedienten, Kellermeister, Friseur und Inhaber sonstiger geheimen Functionen seines Herrn, mit Hahnmeier zurück, jener

einen vollen Korb, dieser vier Flaschen Champagner unter dem Arme.

„Du bleibst hier und schenkst ein“, sagte Heinrich zu seinem Hahnmeier; „Puddelmeier kann sich in die Ecke bei dem Tabackskasten setzen und die Pfeifen stopfen, wer von euch beiden aber das Maul aufthut und ein Wort spricht, schmeckt meine Reitpeitsche“, und er schwenkte diese mit einem Pfiff durch die Stube, der keine Lust zum Ungehorsam zu erzeugen geeignet war.

Die Gläser waren indeß voll Burgunder geschenkt.

„Meine Brüder“, sagte Heinrich Dietrich, „diese Perle des Weins auf die größte Perle deutscher Dichtkunst, Bürger, du und ihr alle, die ihr euch Perlen nennt, seid Schofel und Quark gegen das!“ Dabei zog er ein Buch aus der Tasche und reichte es Bürger: „Da lies und ihr andern schweigt.“

Bürger entfaltete das in Broschürenform, ohne Goldschnitt und den reizenden Einband der verschiedenen Dietrich'schen Almanachs, auf schlechtem Papier schlecht gedruckte, vom ersten Leser beim Aufschneiden zerfetzte Buch und las den Titel: „Faust. Ein Fragment.“ Den Haupttitel: „Goethe's Werke“, hatte Dietrich herausgeschnitten.

„Brüderchen will einen schlechten Witz machen“, äußerte Bollmann, indem er sich von neuem einschenkte und auch seinen Nachbarn, die ausgetrunken hatten.

„Ruhig“, donnerte Dietrich.

Als nun Bürger mit seiner schönen Stimme den Monolog Faust's ... (das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel existirten damals noch nicht) ... zu lesen anfing, wurde es ruhig, so still und ruhig, daß man von oben das Toben der Gäste der Frau Professorin vernahm, das glücklicherweise dem Leser selbst entging. Und als nun Bürger den Dialog mit dem Geiste schloß mit den Worten:

Ich, Ebenbild der Gottheit?
Und nicht einmal dir!

winkte Brüderchen Dietrich seinem Hahnmeier, um die Gläser zu füllen, sie wurden geleert und wieder gefüllt. Und nun fing Bürger, der während des Trinkens die beiden folgenden Seiten flüchtig überblickt hatte, zu lesen an, mit Ton und Geberde, die vielleicht kein Mime, selbst nicht Ludwig, Emil und Karl Devrient oder wie die Herren Künstler unsers Jahrhunderts sonst heißen mögen, je erreicht hat.

Als er endete:

Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht

und tief athmend nach dem Glase griff, war es, als ob die ganze Gesellschaft, Puddelmeier und Hahnmeier ausgenommen, die von dem Vorgelesenen kein Wort verstanden, sondern ihre Aufmerksamkeit ganz nach außen lenkten, aus einer geistigen Erstarrung erwachte.

Kaum war Bürger aber so weit gekommen, daß er las:

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde!

als draußen tiefes Summen und heller Lachklang in einer so lauten Weise erscholl, daß der Vorleser sich unterbrach, Riepenhausen zur Thür eilte und Hahnmeier unter seinen Händen zu der geöffneten Thür verschwand, um bald darauf mit der Meldung hereinzutreten, daß die Bedienten und Mädchen der Herrschaften, welche bei der Frau Professorin zum Thee seien, sich versammelten, da es elf Uhr abends sei. Das Gelärm draußen wurde immer größer, namentlich als nun der eine oder andere Studiosus herabkam und bei den weiblichen Dienstboten Entschädigung suchte für das, was ihm die Herrin vielleicht verweigert hatte. Da das Staatszimmer an der Hausflur lag, wurde das Lesen freilich unmöglich und man hielt sich an das Getränk.

Endlich wurde es ruhiger. „Hast du keinen Pokal?“ fragte Dietrich den ganz unruhig gewordenen und aus dem Häuschen gekommenen Riepenhausen. Dieser brachte einen alten mit der Kunstfertigkeit des Mittelalters in Glasmalerei, Schneide- und Schleifkunst gefertigten Pokal herbei. . . . „Hahn“, so war die gewöhnliche Anrede an das Factotum, „öffne eine Flasche Champagner . . . schenke den Pokal voll und bring' ihn der Frau Professorin hinauf mit einer Empfehlung von mir, und ihr Herr Gemahl wäre in guter Gesellschaft bei seinem Hauswirth, wünschte, daß sie seinetwegen nicht aufbliebe, sondern sich schlafen legte, um von ihm zu träumen. Hast du verstanden, Hahn? Aber Kerl, wenn du dich länger als eine Minute bei der Köchin Elisabeth aufhältst, holt dich der Teufel, so wahr ich Heinrich heiße.“

Nun wurde weiter gelesen. Bürger hatte seine Pfeife längst ausgehen lassen, er ließ das volle Glas vor sich stehen, was selten geschehen war, er hörte nicht auf das, was um ihn gesprochen wurde, er verschlang das Fragment, das er weiter vorlesen sollte.

So war abermals eine Stunde wol vergangen. Man hatte bei mehr als Einer Scene Pause gemacht, bei mehr als Einem Kraftwort des Mephistopheles das

Glas geleert, man war in der Gartenscene, als Bürger offenbar zerstreuter las, dann plötzlich das Buch zur Seite warf, von seinem Platz aufsprang, durch den Kreis der Freunde eilte und zur Treppe, der dunkeln, hinaufsprang.

„Was ist das?“ sagte Dietrich.

„Was wird es sein“, antwortete Bollmann, „als daß dein Champagner in Mephistopheles' Gestalt dort oben Spuk anrichtet.“

Indessen hörte man oben bald großen Lärm, laute Stimmen, dann Geräusch, welches ein Mensch zu machen pflegt, der eine Treppe hinuntergeworfen wird. Hahnmeier hatte durch den Augenwink seines Herrn die Erlaubniß bekommen, zu sehen, was draußen geschehe. Er kam mit der Nachricht in die Stube, daß Graf Schlottheim, der sich bei der Köchin Elisabeth wahrscheinlich verspätet, bei der plötzlichen Rückkehr des Herrn Professors sich habe still davonschleichen wollen und die Treppe hinabgestürzt sei. Derselbe sei aber bis auf die Frisur unverletzt.

Jeder dachte das Seine, das Fragment wurde nicht zu Ende gelesen, aber der Wein zu Ende getrunken. Elise wußte ihren Mann zu überzeugen, daß Schlottheim nicht ihrethalben, sondern Elisabeth's wegen zurückgeblieben sei, welche die Frechheit gehabt

habe, während sie an ihre Freundin, die Frau von Münchhausen in Braunschweig, geschrieben, dem Grafen in ihrer, der Frau, Schlafkammer, ein Rendezvous zu geben. Bürger bat wegen seiner ungerechtfertigten Eifersucht um Verzeihung, die ihm gnädigst gewährt wurde.

Ja, so war es in der guten alten Zeit.

Zweites Kapitel.

Registraturen.

Das Leben von Menschen, wie wir sie hier nach der Wirklichkeit schildern, gipfelt sich nicht immer zu dramatischen oder auch nur novellistischen Höhepunkten und Spitzen, es gehen Jahre in undarstellbarer Gleichmäßigkeit dahin. Der moderne Criminal- und Schauderroman, der von Spannung zu Spannung springt, ist das Unnatürlichste, was man sich denken kann. Wie der Abspannung des Schlafs, bedarf der Mensch Tage und Jahre des alltäglichen Dahinlebens, hat sie mindestens, selbst wenn er noch so hoch romantisch gestimmt, auf Abenteuer, Abwechselungen und Alluren versessen wäre.

Um in diesem Alltagsleben unsere Leser am Leitfaden zu halten, müssen wir zu einfachen Registraturen unsere Zuflucht nehmen.

Karl Haus hatte promovirt, war Doctor juris und in Celle als Advocat mit dem Wohnsitze in Heustedt

immatriculirt. Seine Mutter war gestorben, er stand allein in der Welt, als ein junger Advocat ohne Arbeit, der heustedter Gesellschaft entfremdet. Seine frühern Gönnerinnen, die Landräthin von Vogelsang und die Baronin von Bardenfleth, hatten ihm zwar ihr altes Wohlwollen bewahrt, allein zu dem, was er am nöthigsten bedurfte, Clienten, konnten sie ihm nicht verhelfen. Seine ältern Collegen klagten auch über Abnahme der Praxis; „der drohende Krieg und die Entwickelung der Dinge in Frankreich absorbirten alles Interesse an Privatstreitigkeiten", sagte man ihm, „der Bauer spanne die Augen auf und fange an, von der Last der gutsherrlichen Dienste zu raisonniren, statt mit dem Gutsherrn Processe zu führen. Die Processe seien überall in Abnahme, Injurien- und Alimentationsprocesse ausgenommen. Wenn sie nicht noch so einige gute alte Sachen hätten, die schon zwanzig Jahre und länger in dem Vorbereitungsstadium hingen, würde es ihnen auch schlecht ergehen. Solche Sachen bekomme man erst mit der Zeit und lerne man auch erst mit der Zeit tractiren". Das war ein leidiger Trost.

Dazu die „Lieb' im Leibe", wie Vollmann sich ausdrückte. Seit der junge Doctor und Advocat zurückgekehrt, war die alte Wunde, die Vollmann so

lange mit dem Höllenstein des Spottes behandelt, daß sie mit Hülfe anstrengender Studien, die Liebesgedanken keinen Raum verstatteten, zugenarbt war oder schien, wieder aufgebrochen. Karl Haus hatte im Schloß Visite gemacht, er war von Anna eingeladen, ihnen die Zeit zu verkürzen und nachmittags etwas vorzulesen, und er hatte nun im Spätsommer beinahe täglich „Don Carlos", sein Lieblingsdrama, gelesen, wie Goethe's „Tasso", obgleich Anna das für ein langweiliges Buch erklärte.

Diese hatte nach ihrer neckenden und neckischen Weise den blöden Schäfer vielfach ermuntert, aus seinem zusammengenommenen Wesen herauszugehen, ihr oder der gnädigen Comteß, die in der That nicht ungnädig sein könne, aus Spaß natürlich nur, die Cour zu machen, wie man es in den Büchern lese, kurz, nicht ein so langweiliger Doctor zu sein. Das machte Karl aber nur noch zugeknöpfter. Die Resignation, die er sich auferlegte einem Wesen gegenüber, das er, in all seiner Art zu sein und zu denken, für sich geschaffen fühlte, in welchem er hätte aufgehen, in Nichts verschwinden mögen, war nicht zu verkennen; sie machte ihn steif und linkisch den Damen gegenüber. Aber wenn Anna scherzte: „Herr Doctor, wie gefalle ich Ihnen heute in der Frisur à l'enfant, oder gefällt

Ihnen die Comteß besser in ihrem steifen Chignon?“ „Doctorchen, warum besingen Sie uns, ich wollte sagen die Comteß, nicht mehr in schönen Sonetten, wie Sie es vor Jahren thaten? Sind wir der Verse nicht mehr werth? Ja das haben Sie gethan, der Candidat hat es mir verrathen, leugnen Sie nicht länger.“ Oder wenn sie fragte: „Doctor, erzählen Sie uns etwas von Ihrer Liebe in Göttingen! Sie werden doch ein Liebchen dort gefunden haben?! Sehen Sie, wir Armen werden hier gehalten schlimmer als Klosterjungfrauen oder Pensionärinnen in Paris, wir kennen das Wort Liebe nur aus Gedichten und Romanen“, dann überzog sich das Gesicht der Comtesse, das blasse, mit dunkelm Roth, der Doctor wurde verlegen und stotterte, Anna aber schüttete sich aus vor Lachen, schüttelte mit dem Locken-köpfchen, und ihre kleinen Augen lächelten so klar und vergnügt in das Leben hinein, daß es eine Lust war.

Man saß meist auf dem alten Kinderspielplatz, entweder vor dem chinesischen Tempel, zu dem der Aufweg jetzt ausgehauen war, oder im chinesischen Zimmer, das sich vor den jungen Herrschaften erschlossen hatte. Die Tante Hulda war mit Heloise meistens unten im Geheimpark. Das waren schöne,

sehr schöne Sommernachmittage und Abende, aber die alte Wunde blutete schlimmer als je.

Nicht so war es bei Heinrich Schulz; er hatte seine Liebe zu Anna überwunden, sie hatte ihn, den Candidaten der Theologie, nach seiner Zurückkunft und bei der ersten Aufwartung zu kurz und geringschätzend „Musje Schulz“ abgefertigt, er war oder hielt sich vielmehr für geheilt und lebte als Hauslehrer bei der Witwe eines Besitzers zweier großen Vollmeierhöfe in Grünfelde jenseit der Weser, wo er zwei Mädchen von neun und dreizehn Jahren unterrichtete.

Hans Dummeier, jetzt erst einundfunfzig Jahre alt, hätten wir nicht wiedererkannt. Er war gänzlich grau geworden und zusammengeschrumpft, die breite Gestalt mit der breiten eisernen Stirn ging mit gebücktem Kopfe und geröthetem Angesicht.

Ein Jahr etwa nach dem Tode seiner Anne Marie, als er eben das neue Haus bezogen, war Katharina eines Abends zu ihm gekommen und hatte gesagt: „Hier ist dein Kind! Wann wird die Hochzeit sein?“ Hans hatte erwidert: „Das Kind laß hier ... Hochzeit würde uns nicht gutthun.“ „Wo das Kind bleibt, bleibe auch ich, und heirathen mußt du mich; willst du dein Kind?“ „Thut nicht gut“, wiederholte Hans.

Nun drohte Katharina, die Hülfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen, ihr Kind und dann sich umzubringen, kurz, geberdete sich wie unsinnig und nahm schließlich den Ausspruch des neuen Pfarrers zu Hülfe, der in allem eine Schickung des Himmels und in einer Heirath den Willen des Herrn erblickte.

„Gut", sagte Hans, der ganz gelassen blieb, endlich, „wenn du durchaus willst, so wollen wir Hochzeit machen, jedoch lediglich und allein, um dem Kinde einen ehrlichen Namen zu schaffen. Mein Weib wirst du nie. Du besteigst nie das Ehebett der Anne Marie, das du auch damals nicht fandest, als du zu mir in die Butze stiegst."

Katharina dachte, das wird sich nach der Hochzeit finden, allein sie irrte sich. Alle Buhlkünste, die sie anwendete, ja ein sehr kühnes Mittel, zu dem sie wie damals ihre Zuflucht nahm, waren vergeblich, ihr des Mannes Herz oder seine Sinne zu gewinnen. Ihr wurden die Rechte einer Hofwirthin zutheil, sie hatte das Commando über die weiblichen Dienstboten, das Milch- und Butterwesen stand unter ihrer Leitung, sonst war sie nur Frau dem Namen nach.

Sie hatte anfangs gehofft, das sollte sich ändern, nach einem oder zwei Jahren werde Hans des Dings müde werden und ihrer begehren, sie hatte die zärt-

lichen Zudringlichkeiten beiseitegestellt, ihr zum Herrschen, Schelten und Toben geneigtes Temperament gemäßigt, für drei gearbeitet wie früher, aber ihr Lohn dafür waren höchstens ein paar Worte der Anerkennung von dem Mann gewesen.

Nun wurde der entgegengesetzte Weg eingeschlagen, sie hatte bisher versucht, Hans das Leben angenehm zu machen, jetzt wollte sie ihm zeigen, was es heiße, ein böses Weib zu haben. Sie zankte und geiferte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, zankte mit dem Hausherrn, mit den Knechten und Mägden, selbst mit dem Sohne. Mägde wählte sie unter den Häßlichsten aus, die zehn Meilen in der Runde zu finden waren, denn sie war eifersüchtig wie ein Drache, der einen Schatz bewacht.

Dummeier quälte sich mit dem Gedanken, den Tod seiner Anne Marie verschuldet zu haben, er verlor nach und nach das, was den Bauer in damaliger Zeit wenigstens allein erhielt, die Lust am Erwerb, das Streben, seine Güter zu vermehren und zu verbessern. Der Anblick des heranwachsenden Sohnes war ihm zuwider, da dieser Anblick ihm beständig sein Vergehen vor die Seele rief, ihn an die Verstorbene und das mit ihr verstorbene Kind erinnerte. Sein Sohn wuchs heran, er war schon confirmirt, mußte aber, wie das

Sitte ist, die niedrigste Knechtsarbeit thun, und auf sein Anerbenrecht that ihm niemand etwas zugute.

Wie war es eigentlich mit diesem Anerbenrecht?

Das Gesetz sprach den Vorzug der Männer vor den Weibern zwar mit klaren Worten aus, allein das Kind im neuen Schlosse war aus einer von der damaligen Gutsherrschaft consentirten Ehe, die Mutter desselben war bemeiert und in dem Meierbriefe stand, daß sie und ihre Nachkommen im Meierrecht vor andern solle geschützt werden. Katharina war nicht bemeiert, bei der Verheirathung mit ihr ein Weinkauf nicht gezahlt.

Hans, dem zu Hause nicht mehr wohlig war, ging öfter als sonst zur Stadt. Anfangs geschah dies in der That, um sich durch den Anblick seines lieblichen Kindes, des verschönerten Ebenbildes der Mutter, zu erquicken, dann aber wurde es Gewohnheit. Er pflegte im Schwarzen Bären sein Pferd abzustellen und sein Glas Wein oder Grog zu trinken. Hier war er mit Claasing bekannt geworden, der daselbst gleichfalls Ausspann hielt und der hübschen Wirthin außerdem die Kunst beigebracht hatte, ein Glas echten steifen schwedischen Punsches zu brauen, so gut wie man ihn heute nur auf dem Alsterpavillon in Hamburg trinkt.

Der Obergestütmeister war ein anderer geworden,

seitdem er das Spiel aufgegeben, er war aus einem Mann, der das Geld misachtet, oder für den es nur Werth hatte, wenn es als Satz auf den Karten stand, ein sparsamer, ja ein geiziger Mann geworden. Seine Sündenpension von Juliane hatte aufgehört, aber er bekam eine schöne Pension vom König von Dänemark, dessen Mutter er hatte ermorden helfen. Von seinen Ersparnissen hatte er sich eine kleine Brinksitzerstelle in Eckernhausen gekauft, bei der mehr Grünland war als gewöhnlich. Während er die Wohnung und das Ackerland verpachtete, pflegte er auf das Grünland ein oder zwei Füllen zu treiben, die er jung den Bauern abkaufte, wenn er der Vaterschaft eines seiner Hengste sicher war. Das warf einen schönen Nebenverdienst ab.

Er hatte Hans beredet, seine Milchwirthschaft einzuschränken und wenigstens die adeliche Weide am Boswiehe lediglich der Pferdezucht zu widmen. Dies war mit großem Erfolge geschehen. Beide hatten auch schon manchen gemeinsamen Kauf und Verkauf gemacht, noch öfter aber gemeinsam ein Glas Schwedischen getrunken.

Die Umkehr des Jüten schrieb sich von der Zeit her, wo er der Comteß und Anna Reitunterricht ertheilt hatte. Anna war damals freilich ein sehr junges

Mädchen, aber ihre früh entwickelten runden Formen, ihre ewig lachenden Augen, übten auf das vereinsamte Herz des Obergestütmeisters eine zauberische Gewalt. Er verliebte sich und fing an, daran zu denken, einen eigenen Hausstand zu gründen, um in alten Tagen, die er nahen fühlte, nicht einsam in der Welt zu stehen. Er bewies sich seit jener Zeit als ein aufmerksamer, nicht zudringlicher Bewunderer der sich täglich mehr entwickelnden Reize Anna's. Welchem jungen Mädchen wären die Huldigungen eines ältern Mannes in seinen besten Jahren so ganz gleichgültig? Claasing war eigentlich der erste Mann, den Anna kennen lernte, denn Heinrich Schulz und Karl Haus, die damals auf der Domschule Verden lebten, waren in ihren Augen doch nur Jungen.

Der Obergestütmeister, in so manche Intriguen verwickelt und die Schwachheiten der Weiber kennend seit seiner Kindheit beinahe, hielt mit Bewerbungen zurück. Er erachtete, daß die Zeit dazu erst dann gekommen sein möchte, wenn die Comteß selbst zur Ehe schritt und dann eine Trennung der Milchschwestern stattfinden müsse. Die Güter des Hans Dummeier, deren Werth er besser kannte als dieser selbst, dem der Eichensünder nur da zu sein schien, um ihm Bauholz zu liefern, wenn seinem Hause ein=

mal wieder ein Unglück passirte, mochten ihm, der den Werth des Geldes jetzt wohl zu schätzen wußte, auch nicht als unwerthe Beigabe erscheinen.

Er suchte die Bekanntschaft des Deichgeschworenen und schloß sich diesem an und suchte denselben nach und nach in andere Ideenkreise zu ziehen. Der Uebergang von einem niedersächsischen Bauern in einen Roßkamm ist nicht schwer, der Trieb zum Erwerben steckt tief in der Bauernnatur.

Der Anfang zu diesem Uebergang war gemacht, Hans, von Natur ein Freund von schönen Pferden, fand an Pferdezucht und Pferdehandel bald inniges Behagen. Der Umgang mit dem Obergestütmeister entfremdete ihn den Ortsgenossen. Bei der nächsten Wahl wurde ein anderer Deichgeschworener gewählt. Dies kränkte den Zurückgesetzten tief. Zwanzig Jahre hatte er diese Würde bekleidet und war stolz darauf, er zog sich nun noch mehr zurück von den Standesgenossen, überließ die Bewirthschaftung des Hofes der Umsicht seiner Frau, welche in dem Herrschen- und Befehlenkönnen, in dem Bewußtsein, auf dem besten Hofe in Eckernhausen Vollbäuerin zu sein, Trost für die verweigerte Liebe des Mannes suchte.

Friedrich Schulz war unter dem Commando seines Gönners, des Rittmeisters Gerhard David Scharn-

horst, zum Wachtmeister im Dragonerregiment von Estorf avancirt.

Als Scharnhorst es aber unter seinen adelichen Collegen, die für nichts als Spiel, Mädchen und Pferde Sinn hatten, nicht mehr aushalten konnte und zu der Artillerie überging, war ihm das Reiterleben gleichfalls zuwider geworden. Er hatte beim Ablauf seiner Capitulationszeit seinen Abschied genommen und war Scharnhorst, der Chef einer Compagnie reitender Artillerie war, gefolgt und hatte bald den Grad eines Oberfeuerwerkers erlangt.

Ob diese Stellung seinen Ehrgeiz befriedigte, wissen wir nicht zu sagen, da seine Mittheilungen an Aeltern und Bruder äußerst sparsam waren.

Die älteste Schwester, Klara, die süße Nachtigall Bollmann's, mußte ihre Liebe zu diesem, von dem sie nichts weiter hörte, überwinden, sie hatte sich mit dem Sohne des Cantors Cruella, einem Klaviervirtuosen und schönen Tenorsänger, Adjunct seines Vaters beim Duettsingen, verlobt und ihn dann geheirathet; sie lebte in stiller, glücklicher Ehe.

Die zweite Schwester, Marianne, ein bildschönes Mädchen, hatte das Herz des Forstschreibers Otto Baumgarten erobert. Die Gräfin Melusine liebte, wie wir wissen, die Veränderung. Es war lange her,

daß auf Oskar's Wachtelschlag sich die eiserne Laube aus dem geheimen Park über die Graft niedergelassen und der junge Mann an der Seite der Gräfin durch das Gebüsch zum chinesischen Pavillon emporgestiegen war. Es hatte eine schwere Ueberwindung der Eitelkeit gekostet, daß er, der sich geliebt glaubte, zu der Einsicht kam, nur schnöder Dienstmann gewesen zu sein. Die Zeit war überwunden, er hatte seinen Lohn hinweg. Der Weg zum Baden, zu dem er sich des Schlagtschiffs des Schlagtmeisters Schulz nach wie vor bedienen durfte, nur daß er sich jetzt statt der Knaben des eigenen Forstarbeiters als Ruderers bediente, führte ihn vom frühen Sommer bis zum späten Herbst häufig an dem kleinen Hause an der Weserstraße vorbei, sodaß er die täglich sich schöner entwickelnden Reize Marianne Schulzens nicht übersehen konnte. Sein Herz sehnte sich nach Liebe. Trotz des Standesunterschieds hielt er um die Hand Mariannens an und führte dieselbe als Frau in das von ihm erkaufte Haus seines Vorgängers.

Oskar war bei den Honoratioren der Stadt eine sehr begehrte Partie, mehr als eine der Mütter hielt ihn für einen passenden Ehemann für die Tochter und unter den Leibadvocatinnen der gnädigen Frauen, die, obgleich jetzt zum Theil zahnlos, noch immer die alte

Rolle fortspielten, hatte man Partei genommen auf der einen Seite für Bürgermeisters Minna, auf der andern Seite für die schönere, aber ärmere Tochter des verstorbenen Amtsschreiber Motz. Der Strich, den Oskar beiden Parteien durch seine Verheirathung mit der Tochter des ehemaligen Drechslers und jetzigen gräflich Wildhausen'schen Schlagtmeisters Schulz durch die Rechnung machte, sollte diesem nicht ungerochen dahingehen. Man verbündete sich gegen die Neuvermählten. Oskar Baumgarten gehörte der ersten Gesellschaft an, war Mitglied des Herrenclubs, der die Wintercasinos, d. h. die Bälle und gemischten Damengesellschaften, im Sommer die Pickenicks veranstaltete.

Der Forstschreiber Baumgarten machte nach der Trauung mit seiner jungen Frau nach Herkommen Visite bei jedem Gesellschaftsmitgliede sowie bei denjenigen wenigen Freunden der Schulz'schen Familie, die diese unter dem Handwerkerstande hatte.

Nur die Landräthin, die Baronin von Bardenfleth und die verwitwete Forstschreiberin Haus erwiderten die Visite, die bürgerlichen Beamten, die Advocaten- und Arztfamilien blieben aus. Das junge Ehepaar war aber so unbefangen, so glücklich, daß es kaum

Arg aus dem Allen hatte. Erst im Herbst, als die Casinogesellschaften anfingen und mit einem Balle eröffnet wurden, auf den Oskar Baumgarten seine junge Frau führte, fand er, daß man von ihm und seiner Frau sich zurückzog, die Damen mindestens. Wäre die gutmüthige Frau Landrath von Vogelsang mit ihren Töchtern nicht gegenwärtig gewesen, die arme Marianne Baumgarten hätte allein sitzen müssen. Warum drängte sich die Tochter eines Drechslers, der vor Jahren ein Armenhaus bewohnt hatte in Klein-Paris, auch in die Gesellschaft? Das war eine Frechheit, die bestraft werden mußte! Wollten wir alle jene unzähligen kleinen Zurücksetzungen und kleinlichen, nur von niedrigen und gemeinen Seelen ausgehenden Klatschereien erzählen, mit der man dem jungen Paare das Leben verbitterte, so würden wir unsere Leser ermüden. Oskar fühlte er müsse fort von Heustedt, wollte er Ruhe haben.

Baumgarten bat die Gräfin, ihm zu einer Versetzung in den praktischen Dienst behülflich zu sein, weit weg von Heustedt. Sein Wunsch wurde sehr bald erfüllt, er bekam einen Dienst als Oberförster im Göttingenschen, dicht an der kurhessischen Grenze, einer schönen, durch einen auch von Clauren erwähn-

ten Wunderbrunnen bekannten Gegend! Die Werragebirge, die Brackenburg bis zum Hohen Hagen gehörten zu seinem Revier.

Auch mit der Gräfin waren Veränderungen vorgegangen, sie war jetzt zweiundvierzig Jahre alt und die schönen weißen Schultern wurden gelblich, zeigten hier und da Runzeln, sie bedurften des Reispuders. Die Wangen bedurften der Nachhülfe der Schminke, die Toilette überhaupt kostete das Doppelte der Zeit von vordem.

Aber gefallsüchtig war die Gnädige noch immer, herrschsüchtig auch. Sie hatte eine große Menge Liebesintriguen seit der Witwenschaft durchlebt, und war in jeder Intrigue, die sich um die Personen der herrschenden Adelsfamilien drehte, thätig gewesen.

Aber die Zeit hatte vieles verändert. Im Geheimrathscollegium saß nur noch einer der Collegen des verstorbenen Gemahls, der Vormund ihrer Kinder, Graf von Schlottheim. Jüngere Geheimräthe, die sich durch die alternden Reize der Gräfin nicht mehr fesseln ließen, waren eingetreten. Auch die Beziehungen zu London waren andere geworden. Der Großvogt von Alvensleben, der der deutschen Kanzlei vorstand, war zwar ein Vetter ihres Vaters, hatte mit diesem aber in Feindschaft gelebt.

Sie mußte, wenn sie wegen Protection dieses oder jenes Liebhabers, oder um dieser oder jener ihrer Creaturen eine Stelle oder Sinecure oder nur ein Stipendium verschaffen wollte, sehr oft hören: „Da müssen Sie, Excellenz, mit dem Geheimen Justizrath Rudloff reden", oder: „Ja, da werden Sie sich an den Geheimen Kanzeisecretär Ernst Brandes wenden müssen", oder: „Die landschaftlichen Angelegenheiten gehören dem Ressort des Licentinspectors Rehberg zu." Statt bei ihresgleichen mußte sie die Gunst des einen oder des andern jener dreiundzwanzig Geheimen Kanzleisecretäre nachsuchen, welche außer den drei wirklichen Geheimen Secretären Rudloff, dem Hofrath Nieper und Hofrath Best in London die Arbeiten der königlich-kurfürstlichen Landesregierung verrichteten.

Sie konnte über die Marstallspferde nicht verfügen wie früher, sie war auf die eigenen Equipagen beschränkt; sie mußte öfter als sonst kleine Diners und Soupers geben, um sich in der Stellung zu erhalten, die sie eingenommen. Ach, die Zeit hatte sich sehr geändert, und nun war noch diese garstige Französische Revolution gekommen, welche von Menschenrechten, von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sprach und den König gefangen hielt! Wenn der Respect vor dem Königthume dahin war, wie sollte es mit dem

Respect vor dem Adel aussehen? Sie erkannte mit scharfem Blicke, daß ein strafferes Zusammenhalten der Adelskette nöthig sei, daß man namentlich die Ehrgeizigen und Unzufriedenen vom Adel näher zu sich heranziehen und, wenn sie zugleich fähig, die herrschenden Adelsfamilien durch sie ergänzen müsse. Melusine war in Hannover mit jenem von Berlepsch wieder zusammengetroffen, der auf dem Geburtstagsfeste Olga's sie verschmäht hatte, er war jetzt Hofrichter und Schatzrath der Kalenbergschen Landschaft, ein unruhiger, ehrgeiziger, gefährlicher Kopf. Die Gräfin hatte im Plan, ihn zum Geheimrath ernennen zu lassen, um ihn unschädlich zu machen, und ihre älteste Tochter seinem Sohne, dem Drosten in Herzberg, zur Frau zu geben. Allein der Plan scheiterte an dem Widerstande des Geheimrathscollegiums.

Nun war aber der zweite Sohn des Grafen von Schlottheim von Göttingen zurückgekehrt, zurückgekehrt infolge eines Skandals im Bürger'schen Hause, schlimmer als der, welchen wir oben schilderten. Aber wer durfte in Hannover wagen, davon zu sprechen?

So faßte die Gnädigste den Plan, die Tochter mit dem jungen Grafen von Schlottheim zu verloben. Dieser war zwar ein wilder wüster Mann, und sein Leben bisher etwas ausschweifend. Aber desto eher

wird er sich die Hörner abgerannt haben, tröstete der Vater. Die Mündel sei ruhig, kalt, sie würde dem ins Leben Stürmenden die rechten Zügel anlegen können, meinte der Vormund. Das Beherrschen beider hatte die Mutter im Sinn. Graf Schlottheim, der jüngere, war gegenwärtig pro forma Auditor bei der Justizkanzlei, er sollte nach der Heirath sogleich mit einer diplomatischen Mission betraut werden und sich im Auslande zum Geheimrathe vorbereiten.

Mit solchen Planen kam Excellenz im Spätherbst nach Heustedt, sie hatte auf dem Wege dorthin auch über das Schicksal Anna's entschieden. Der Obergestütmeister schien ihr für diese der rechte Mann, wenn er auch beinahe noch einmal so alt war als Anna. Er gehörte einem Stande an, auf dessen Lebensweise jene Anspruch machen konnte; er war auch der Mann, dem der Vater Anna's am ersten das Meiergut abtrat. Hätte man einen Amts- oder Kornschreiber als Gatten Anna's wählen wollen — und man hätte die Wahl unter Dutzenden gehabt, die, um aus den Ueberzähligen herauszukommen, ein Mädchen heiratheten, deren Ruf nicht so rein als der Anna's, deren Wesen weniger anmuthig; — allein dann wäre dem Ehemann der Meierhof entgangen. Die Gräfin hielt darauf, daß der Bräutigam, welcher ihr für Anna präsentirt wurde,

meiertüchtig sei, der Vater Dummeier noch mehr. Der Obergestütmeister war dies. Er konnte pensionirt werden, um sich ganz der Ackerwirthschaft zu widmen. Das Gut war eine Mitgabe, die ihn schon reizen konnte, auch wenn ihm Anna selbst nicht schon das erwünschteste Ziel gewesen wäre.

Die Gräfin eröffnete zunächst Anna ihre Ansichten. „Du bist ein verständiges Mädchen, meine liebe Anna“, sagte sie einschmeichelnd, „und wirst selbst wol schon eingesehen haben, daß es für Olga wie für dich an der Zeit ist, zu heirathen. Für Olga habe ich einen Gemahl gewählt, und dir möchte ich einen solchen vorschlagen. Du hast die Wahl, ihn auszuschlagen, zu dem Vater zurückzukehren und dir durch ihn einen Bauer als Bräutigam aufzwingen zu lassen, oder — ich will dich nicht verjagen — hier zu bleiben, wenn du Lust hast, der Tante Hulda Gesellschaft zu leisten, und eine alte Jungfer zu werden. Der Ehestand gibt, glaube mir das, dem Weibe erst die wahre Freiheit.“

Anna schauderte vor dem Gedanken, einen Bauer heirathen zu müssen; der eigene Vater war ihr allein durch seinen Stand entfremdet. Hätte sie in Hannover gelebt, sie würde sich unter den schönen Offizieren wol den schönsten selbst ausgesucht haben, sie hatte oft von

einem solchen Glück geträumt. Von der Milchschwester getrennt zu werden, um auf dem Schlosse allein zu bleiben mit der Tante Hulda, das war nicht auszuhalten.

„Der Mann, den ich dir vorschlagen möchte, liebe Anna“, fuhr die Gräfin fort, „ist nicht mehr jung, aber noch hübsch und kräftig, er hat viele Erfahrungen im Leben gemacht, ist von Herzoginnen und Gräfinnen, vielleicht selbst von einer Königin geliebt worden; weil er solche Erfahrungen gemacht, weil er das Bedürfniß der Frauen, auch in der Liebe zu wechseln, kennt, wird er nicht allzu sehr Tyrann sein, ich hoffe vielmehr, er ist über jene schlechteste aller männlichen Eigenschaften, die Eifersucht, hinweg und wird der Jugend vergönnen, sich der Jugend anzuschließen, wenn es ihr Bedürfniß ist. — Ich meine Claasing. Ueberlege, mein süßes Kind, ich meine es gut mit dir, ich kenne das Leben und ich fürchte, daß wir alle einer Zeit entgegengehen, wo man der Männer bedarf. Der Krieg steht vor der Thür. Das Reich, und wenn nicht dieses, England, Oesterreich und Preußen müssen etwas thun, dem Frevel in Frankreich ein Ende zu machen. Die jungen Männer werden in den Krieg hinaus müssen.

„Willst du Zeit zur Ueberlegung, süßes Kind?

Nein, ich kenne dich zu gut, du bist zu klug, zu folgsam, um nicht einzusehen, daß eine Heirath mit Claasing zu deinem Glücke diene."

Anna hatte das weise Wort des Noth- und Hülfsbüchleins:

Vorgethan und nachbedacht
Hat manchen in schwer Leid gebracht

wol gelesen, aber nie befolgt — über eine Sache nachzudenken, die möglichen Folgen zu prüfen, überhaupt nur an etwas Unangenehmes und Trauriges zu denken, das war nicht ihre Sache. „Ich heirathe Claasing", sagte sie ohne sich zu besinnen.

„Ich habe das erwartet, meine Tochter", sagte die Gräfin mütterlich und zog Anna, sie küssend, in ihre Arme. „Nun aber gehe und bereite Olga vor. Ich habe für sie den schönsten Cavalier Hannovers, den Sohn ihres Vormundes, Graf Otto von Schlottheim, als Gemahl gewählt. Sie wird sich nicht weigern, sie wird eine gehorsame Tochter sein wie du!"

Anna schlich sich zu Olga, hielt ihr die Augen zu und umarmte sie: „Ich habe dir etwas zu sagen, du sollst mich aber dabei nicht ansehen. Ich bin Braut, ich heirathe Claasing, wünsche mir Glück." — Ein tiefer Seufzer entwand sich Olga's Brust, ein Glückwunsch kam nicht über die schmalen Lippen. „Aber

auch dir kann ich Glück wünschen, Olga, auch du bist Braut, du heirathest den schönsten Cavalier Hannovers, Graf Schlottheim.“ Nun rangen sich schwere dicke Thränen unter den langen seidenen Augenwimpern hervor — „Also doch verkauft“, seufzte Olga, „ich hatte gehofft, ich existire für die Mutter nicht.“

Die Milchschwester warf sich ihr zu Füßen und suchte sie zu trösten. Aber sie erregte nur den Zorn der Comtesse, als sie mit dem Trostworte kam, die gnädige Mutter habe gesagt, erst die Ehe gebe Freiheit und in der Ehe könne Olga denn auch ihren Karl lieben.

Olga erhob sich stolz und verließ das Zimmer und das Schloß, um trotz Regen und Sturmes im Park ihrem Herzen Luft zu machen.

Drittes Kapitel.

Briefe.

Karlsruhe, 30. October 1791.

Lieber Karl!

Das Versprechen, Dir und den Freunden öfters Mittheilungen zu machen, war leichter gegeben als gehalten! Das Leben macht der Ansprüche zu viele; die Zeit ist zu kurz, namentlich für den, der viel lebt. Ehe ich nach Paris abreise, will ich eine Nacht daransetzen, Dir Wort zu halten; mein Tagebuch neben mir, will ich Dir die hauptsächlichsten Begebnisse seit meiner Abreise von Hoya schildern. Ich verließ diesen meinen Geburtsort in Begleitung meines Vaters Ende Mai. Vater hielt mir die anderthalb Tage, die wir bis Hannover unterwegs waren, die gewohnten moralischen Vorlesungen, die schnell dahineilende Zeit zur Vervollkommnung und zur Besserung meiner selbst anzuwenden und nicht aus den Augen zu verlieren, daß die hundertundfunfzig Thaler, welche er mir eingehändigt, das letzte

seien, was er mir zu meiner Ausbildung gewähren könne; sein Bruder in Birmingham werde, wie er versprochen, die weitern Mittel zu den Reisen in Frankreich, England und Italien leisten müssen. Ich war sehr ernst gestimmt, all mein jugendlicher Leichtsinn verschwand unter den schlechten Wegen und dem knirschenden Sande der eintönigen Heidegegend. Vater ist so gut, was er spricht, geht zum Herzen.

In Hannover trennten wir uns. Bis Göttingen eine zweitägige Fahrt in Gesellschaft eines griesgrämigen Candidaten der Theologie, der durch das Examen gefallen zu sein schien, und eines lustigen Apothekers mit gutgefülltem Flaschenkeller, aber sehr kleinem eigenen Behälter, zum Aerger des Candidaten. Von Göttingen ging ich zu Fuß nach Kassel, wo ich abends eintraf. Da ich am andern Morgen hörte, daß eine holländische Dame, die mit mir in demselben Gasthofe wohnte, auf ihre Kosten die Wasser des „weißen Steins" springen lassen wollte, miethete ich mir einen Reitgaul, der mich dahin brachte; ich kletterte bis in die Keule des Hercules hinauf und fand, als ich in die Höhle der „Centauren" hinunterstieg, eine allerliebste Damengesellschaft mit nur einem Herrn, der ich mich anschloß, um derselben alle Herrlichkeiten des „weißen Steins", die wir ja gründlich kennen, zu zeigen. Die dicke Holländerin,

welche mit ihrer Dienerschaft erschien, hatte weder für Natur- noch Kunstschönheiten Sinn, wiegte sich aber in dem Bewußtsein, daß die Wasser auf ihre Kosten sprangen; ein glücklicher Abend! Am andern Morgen reisten meine schönen Breslauerinnen nach Osten, ich nach Süden.

In Würzburg hatte ich Empfehlungen von Wrisberg an Siebold; dieser ist ein warmer, feuriger, äußerst geschickter und ebenso zuvorkommender Mann, der gleich nach dem ersten Besuche zu mir sagte, ich möge kommen wann ich wolle, meine Physiognomie gefiele ihm, und da würde er gleich bekannt.

Er zog mich zu den schwierigsten Operationen, ließ mich selbst solche machen und mich zu allen schwierigen Fällen seiner Privatpraxis rufen; und ich habe in der kurzen Zeit viel gelernt.

Würzburg ist ein sehr schöner Ort, mit gutem Wein und herrlichen Mädchengesichtern.

Die Anwesenheit des Kurfürsten von Mainz, oder vielmehr die seines Leibmedicus, Geheimraths Hofmann, in Aschaffenburg, führte mich nach dieser Stadt; Hofmann ist ein wahrer Held, ein gründlicher, durchdringender Scharfkopf, und in seinem sechzigsten Jahre feurig wie ein Jüngling. Seine äußere Erscheinung ist freilich nicht einladend, er schnupft beständig, fürchtet immer, die Hosen zu verlieren, sieht griesgrämig aus,

aber aus seinem Munde fließt Weisheit. Er darf den Kurfürsten nie verlassen, hat aber die Erlaubniß, täglich sechs Personen einzuladen, welche von der fürstlichen Tafel gespeist werden. Ich war die ganze Zeit, die ich in Aschaffenburg zubrachte, täglich zu Abend bei ihm eingeladen; niemals wurden weniger als zwölf Schüsseln aufgetragen, und die delicatesten Weine.

Wir setzten uns um acht Uhr abends hin und standen selten vor zwei Uhr morgens auf — welche neuen Ideen über unsere Wissenschaft haben er und der Wein in mir angeregt, und mit welchen großen Zügen faßte er die Französische Revolution und ihre Folgen für die Menschheit auf!

Nachdem ich mich Mitte August endlich losgerissen, um nach Mainz zu gehen, mußte ich befürchten, dort als Fremder ausgewiesen zu werden, nur die Empfehlungen Hofmann's schützten mich.

Der Kurfürst fürchtete die Propaganda, diese Erfindung französischer Emigranten und Generalpächter.

Wahrhafte Propaganda machen nur despotische und thörichte Maßregeln; in Mainz wurde zum Beispiel Messe gelesen für den Untergang der französischen Constitution, es wurden Briefe erbrochen, und überall schlichen Spione herum. Ich bin erst hier ein wahrer Demokrat geworden, der sich freut, in diesen Tagen zu

leben, wo die Menschheit nach jahrhundertelangem Schlummer sich so thätig rührt und regt.

Am Tage beschäftigte ich mich hauptsächlich mit dem Studium der Hofmann'schen Schriften, den Abend brachte ich in der Regel in Forster's Hause zu, wo alle gescheiten und interessanten Menschen freien Zutritt haben. Forster's Frau, eine Tochter Heyne's in Göttingen, ist die vorzüglichste aller Frauen, die ich bisher kennen gelernt, und nicht nur nach meinem Urtheile, nach dem Urtheile eines jeden, der näher mit ihr verkehrt, eine Frau von Kopf und Herz. Eine unbegrenzte Fülle von Witz und niemals versagender Laune, mit immer durchschimmernder Güte des Herzens; eine Menge von Kenntnissen, eine unglaubliche Fertigkeit, jeden Gegenstand gleich von einer angenehmen und interessanten Seite zu fassen; liebenswürdige Naivetät in allem, was sie thut und spricht; die vollkommenste Abwesenheit von Prätension und Eitelkeit; die zärtlichste Anhänglichkeit an ihren Mann und ihre Kinder, dies sind die Eigenschaften, die sie charakterisiren. In ihrem Hause wohnt der Legationssecretär Huber, Busenfreund Schiller's, selbst Dichter und Verfasser eines Dramas „Das heimliche Gericht". Er ist ein Mann von vielem und originellem Witz, ein durchaus männlicher Charakter. Außerdem wohnt eine Madame Forkel aus Göttingen

bei Forster, eine Frau, die häufig schief beurtheilt wird, weil niemand sie beurtheilen kann, der sie nicht gekannt, und weil dieses wenigen gelingt.

Wir saßen nach englischer Weise jeden Abend von sieben bis neun Uhr um die Theemaschine; fast täglich machten durchreisende Fremde diesen Cirkel brillanter.

Mein Geld war ausgegangen, Mitte September hatte ich nur noch elf Gulden von den hundertundfunfzig Thalern, die mir mein guter Vater zur Reise gegeben, Briefe an den Onkel in England blieben ohne Antwort. Huber bot mir freiwillig ein Darlehn an, damit ich am 16. October Mainz verlassen konnte. Hier in Karlsruhe wurde ich von meinem lieben Vetter, Staatsrath Brauer, und seiner Frau mit größter Liebe und Freundschaft aufgenommen; ich fand auch vom Onkel eine Banknote von zweihundert Livres, allein kein Mensch wollte sie, selbst nicht mit fünfundzwanzig Procent Verlust.

Es wimmelt hier von französischen Flüchtlingen, sie glauben, überall Hülfsarmeen für sich beanspruchen zu können, und zeigen ebenso viel Unkenntniß der gewöhnlichsten Dinge und Zustände, als sie Meister in der Toilette sind. Bei Lichte besehen sind sie nichts weniger als Helden, obgleich sie mit stürmender Hand in Frankreich einfallen wollen.

Die Klügern sagen, die Contrerevolution werde sich von selbst machen, weil das französische Volk nicht die Stärke des Charakters habe, um eine freie Constitution zu behaupten; aber sollte nicht auch die Constitution auf den Charakter des französischen Volks zurückwirken? Hier wie am Rhein trennen sich die Anhänger und Feinde der Französischen Revolution immer schärfer.

Ich traf auf der Reise hierher in Manheim mit einigen pfälzischen Offizieren zusammen und äußerte nur verloren einiges zum Vortheil der Französischen Revolution; sogleich fing einer der Offiziere Feuer und sagte: Jeder ehrliche Mann müsse Feind derselben sein. Er habe einen Bruder in Paris, der zu den Demokraten gehöre, aber er werde den Augenblick segnen, wo er ihm das Schwert in die Brust stoßen könne! Er würde die französische Constitution noch verfluchen, wenn er auch schon auf der obersten Stufe der Leiter stände und den Strick um den Hals hätte; er hoffe auch, in wenigen Monaten selbst in Paris zu sein, um mit dem Schwert in der Hand die demokratische Canaille zu vertilgen. Ich erwiderte, daß ich dann auch dort zu sein hoffe und bereit, mit der Lanzette in der Hand den übeln Folgen eines zu heftigen échauffement für die gute Sache zuvorzukommen.

Lieber Karl! Ich habe hier meine erste Heldenthat vollbracht, in der That eine Heldenthat! Ein herrliches, liebeglühendes Weib, die Frau eines Bekannten, zeigte eine Leidenschaft zu mir, die mich hinriß, sie legte ihre Reichthümer mir zu Füßen, sie wollte mit mir nach Paris, nach Amerika, nach Indien fliehen, bis ans Ende der Welt mir folgen. Ich habe dem allen widerstanden, ich habe die Frau ihrem Gatten zurückgeführt und sie ihm, in Thränen schwimmend, in die Arme geworfen! Ich habe ein glückliches Paar gemacht; darf ich hoffen, daß Du Deine Leidenschaft für die Comteß Olga auch überwunden?

Als ich vor vierzehn Tagen von hier abreisen wollte, brachte ein Kurier die Nachricht von der Flucht des Königs, man glaubte ihr, und ich blieb; die aufgeregten Wogen der Volksstimmung infolge der Gefangennehmung Ludwig's XVI. wie das Ausbleiben von Mitteln haben mich bisjetzt gehalten.

Denke Dir, unser Freund, der kleine Girtanner, der wüthendste Demokrat und rotheste Republikaner, hat, seitdem er in Paris von einem Demokraten in den Dreck getreten zu werden das Unglück hatte, zwei Bände gegen die neue Constitution geschrieben! So geht es in der Welt! Was macht meine süße Nachtigall, die kleine Klara Schulz? Wenn ich je das Unglück hätte,

nach Hoya zurückverschlagen zu werden, so würde sie, und keine andere, mein Weib! Wo stecken ihre beiden Brüder? Bis Neujahr bleibe ich unter allen Umständen hier, Briefe an mich schicke an meinen Vater. Dein treuer

Justus Erich Bollmann.

Heustedt, 4. November 1791.

Lieber Justus!

Ich habe sie wiedergesehen, ich sehe sie täglich, ich träume wachend und schlafend von ihr, der Herrin meiner Seele. Als ich von Göttingen als Doctor zurückkam und hier als Advocat beeidigt war, ließ ich mich bei der Tante im Schlosse melden, um ihr und der gnädigen Comteß, wie Anna, meine Aufwartung zu machen; ich ward angenommen, fand aber nur das alte Fräulein, die mir eine Stunde von Paris, Versailles und ihren jungen Tagen am französischen Hofe vorschwatzte; keine der jungen Damen ließ sich sehen, ich saß wie auf Kohlen. Endlich erschien Anna, that, als wenn wir uns erst gestern gesehen, entschuldigte die Comteß mit Migräne und lud mich auf den Abend zum Thee ein. Ich weiß nicht, was ich bis zum Abend gethan, ich ging wie im Traume herum, versäumte den Mittagstisch und fand mich in der Dunkelheit auf meinem Sofa, als die Magd meine Studirlampe

brachte; ich machte Toilette, allein kein Gilet, kein Tuch wollte mir zu Danke sitzen; mein neuer Doctorrock mit seinen goldenen Tressen kam mir altmodisch vor; da erst sah ich, daß meine Frisur zerstört war.

Der Friseur mußte gerufen, der Pudermantel über den Doctorrock geschlagen werden; endlich stand ich fertig, der Degen war umgeschnallt, den Hut gedachte ich auf dem Schlosse in der Hand zu tragen, um der Frisur keinen Schaden zu thun, da, denke Dir meinen Schrecken, fängt es mit Macht zu regnen an! Ich war in Verzweiflung; lief treppauf treppab, es regnete immer heftiger, da fährt ein Wagen vor, der Kammerdiener meldete, daß Comteß ihn mir sende! Wie war ich glücklich!

Der Thee wurde in Anna's Zimmer servirt, das so traulich und wohnlich war, mich an die heitern Jahre der Kindheit erinnerte! Die Tante saß bei ihren Flickendecken und nähte wie vor Jahren, nur daß jetzt Heloise zu ihren Füßen saß und die Flicken aussuchte und bestimmte. Ich küßte dem alten Fräulein ehrfurchtsvoll die Hand, als ich darauf Olga's Hand ergriff, fühlte ich, daß sie zitterte, und sah ihr blasses Gesicht bis zur Stirn erröthen. Auch mir stieg das Blut ins Gesicht, und da ich mich von Anna unbeobachtet glaubte, bückte ich mich schnell auf die schmale weiße Hand und drückte

einen Kuß darauf. Schon hatte ich den Stuhl ergriffen, um mich niederzulassen, als Anna hervortrat, mir ihre allerliebste kleine, runde, rosige Hand hinhielt und sagte: „Was hat diese Hand verschuldet, Herr Doctor, daß sie nicht auch das Zeichen Ihrer Ehrerbietung empfängt? Freilich ist sie gegen jene Hand", und mit schelmischem Lächeln deutete sie auf die Comteß, „nur eine dicke Bauerhand!" Als ich die Hand jetzt ergreifen wollte, wurde sie mir entzogen: „Strafe muß sein", sagte die Schelmin.

Ich mußte von Göttingen, meinen Freunden, der Harz- und Rheinreise erzählen. Daß ich Deiner und Heinrich's mit Liebe gedachte, kannst Du glauben.

Olga hörte mit Aufmerksamkeit zu, während Anna allerlei lustige und scherzhafte Bemerkungen dazwischenwarf, darauf angelegt, mir Verlegenheiten zu bereiten. Endlich sprang sie auf und holte ein Buch.

„Es ist unsere Absicht, daß uns der Doctor die langen Abende durch Vorlesen verkürzen hilft, heute schon wird der Anfang gemacht und jeden Tag fortgefahren."

Sie überreichte mir „Werther's Leiden".

Welche Qual, gerade dieses Buch lesen zu müssen, das die eigenen Seelenstimmungen widerspiegelte. Heloise war, den Kopf auf dem Schoße der Tante, ein-

geschlafen, diese nickte schlaftrunken mit dem Kopfe; ich selbst vertiefte mich sehr bald so ganz in die Situation, daß ich meine Umgebung vergaß und wie aus einem Traume auffuhr, wenn Anna zur Theemaschine trat oder mich sonst unterbrach, was sie, meinem Gefühle nach, nur zu oft that. So habe ich drei Wochen zugebracht, jeden Abend, und haben wir alles Herrliche und Schöne, was Goethe und Schiller, Lessing und Wieland uns geschenkt, durchkostet. Ich habe aus „Faust" meine Lieblingsstellen declamirt und ein inniges Verständniß bei Olga gefunden. Anna will nichts davon hören, sie spottet mit den Worten des Dichters selbst:

Mir wird von alledem so dumm!

Für mich existirt nichts vom Tage, als diese Abende, wie schal und ledern sind die Morgen, wo ich um der lumpigsten Bagatellen halber, um einige Thaler Geld, um Wege oder Hecken, oder gar um Injurien zwischen Pack, das sich schlägt und verträgt, nach dem Amte gehen muß, um mit meinen Collegen zu streiten! Wie nichtssagend ist die Unterhaltung bei Tische im Rathskeller, wie albern ist es, daß man überhaupt essen und trinken muß, statt von Luft und Aether zu leben.

Den 8. November.

Die Gräfin ist vorgestern angekommen, die schönen Abende sind vorbei, ich mag mich nicht mehr ins Schloß

wagen, da verschiedene Hofcavaliere mitgekommen, unter denen ich mich unheimlich fühlen würde.

Gestern hat mich ein Tischgespräch aufgeregt, der Supernumerar-Amtsschreiber Motz wollte wissen, daß die Gräfin Wildhausen damit umgehe, ihre Tochter zu verheirathen, und mit wem? Denke Dir, mit jenem Wüstling, dem Grafen Schlottheim, dem ich in Göttingen die Anfangsgründe des Rechts in seinen dummen Hirnkasten einzuprägen mich abmühte, und den Bürger an jenem Abend, wo wir „Faust" zuerst lasen, die Treppe herabfallen ließ! Auch wollte der eine oder andere der Tischgenossen wissen, daß ein Obergestütmeister auf dem Gestüt Kirnberg sich um die Hand Anna's bewerbe, daß er von der Gräfin Melusine, deren Anbeter er früher gewesen sei, begünstigt werde, und sich seit längerer Zeit bei dem alten Hofwirthe in Eckernhausen einzuschmeicheln gewußt habe. Der arme Heinrich! Er sitzt in Grünfeld als Hauslehrer und schmiedet wahrscheinlich noch Sonette auf Anna's Locken, Augen, Hände, und sie?

Ich kann es nicht glauben, obgleich mir auch von meiner Hauswirthin bestätigt ist, daß Graf Schlottheim sich auf dem Schlosse befindet.

Den 10. November.

Es ist geschehen! — Gestern hat man auf dem Schlosse die Verlobung Olga's mit dem Grafen Schlottheim und Anna's mit Claasing gefeiert. Werde ich es überleben? Ich schicke diesen Brief an Deinen Vater.

Vale.

Dein Karl.

Paris, 14. März 1792.

Lieber! Du bist ein bleichsüchtiger Schwärmer, ein gänzlich unpraktischer Mensch, ein deutsches Mondscheingewächs! Du mußt aus Heustedt heraus! Komm hierher, wo die Seele zwei Drittel des Tags in den Füßen logiren muß, und Du wirst Deine sentimentalen Grillen los werden, wirst Hamlet und Werther abschütteln. Mensch, sei doch vernünftig! Entweder entführe die Comteß, oder verführe sie, oder resignire und heirathe ein bürgerliches Blut, erziehe gesittete Kinder und bleibe ein ruhiger Staatsbürger. Wenn Du acht Tage hier wärst, würdest Du einsehen, daß es nicht Zeit ist, mit „Puppen zu spielen und mit Lippen zu fechten" — und die Pariserinnen? Prächtige Geschöpfe, sage ich Dir, ich glaube, sie würden Dich Deine Comtesse vergessen lehren, Dich lehren, was jener Vers

sagen will, der uns einst zu übersetzen so schwer wurde:

Est bellum bellum bellis bellare puellis!

Ich bin nicht in der rosigsten Laune. Der Onkel aus Birmingham war hier; er ist reich, hat keine Kinder, er ist die Ursache, daß ich hier bin, indem er mir die Mittel zu einer Ausbildungsreise und zum Aufenthalt in Paris, London und Edinburgh zu schenken versprach. Jetzt ist er nach Rouen abgereist, nachdem er mich drei Wochen lang mit seinen beinahe unerträglichen Launen und Eigenheiten gequält hat, mir von morgens früh, während wir noch beide im Bette lagen, bis spät abends Rathschläge ertheilte, wie ich zum reichen Manne werden könne; und als er nun abreiste, ließ mir der Geizhals siebenhundert Livres in Papier zurück, was nach jetzigem Curse etwa sechsundachtzig Thaler macht. Davon habe ich hundertfunfzig Livres für Staarmesser und sonstige chirurgische Instrumente ausgegeben, mir eine Wohnung gemiethet und mich in öffentlichen Blättern als Arzt für Augen- und Hautkrankheiten bekannt gemacht. Ja, ich will Geld verdienen, schon um von diesem Onkel unabhängig zu werden und dem Vater nicht mehr zur Last zu fallen.

Es ist traurig auf dieser Welt, daß alles, alles Interesse beinahe zuletzt auf Geldgewinn zusammen-

schrumpft! Kommt, kommt Pariser, laßt euch von dem deutschen Arzte den Staar stechen!

Uebrigens ist der Eindruck, den Paris mit einzelnen Ausnahmen auf mich gemacht hat, keineswegs ein großartiger und überwältigender gewesen, als ich erwartet hatte. Er war zum Theil sogar unangenehm; die Straßen sind eng, die Häuser hoch, man glaubt sich in einer Felsspalte. Die Leute sehen in den ersten zwei Stockwerken den Himmel nicht, es sei denn, daß sie rückwärts den Kopf zum Fenster hinausstecken und über sich sehen! Nur eine Gosse geht durch jede Straße, deren Pflaster bis zur Mitte abwärts hängt; ein dicker Koth bedeckt es, Pferde, Kutschen, Karren, Menschen und Esel arbeiten durch denselben, vergebens sucht man einen Fußweg zur Seite. Will man das Ansehen eines reinlichen Menschen behalten, so muß man unter allen nur denkbaren Windungen und Stellungen sich zwischen Savoyarden, Perrükenmachern, Mehlkrämern, Laternenweibern u. s. w. jeden Augenblick hinwegschieben!

Denke Dir den Contrast mit unserm reinlichen Göttingen! Will man inne werden, daß man im großen Mittelpunkte der cultivirten Erde und des Geschmacks sich befindet, so muß man in das Palais-Royal gehen. Hier ist alles zu kaufen, wonach das Herz sich sehnen kann, alle Bedürfnisse des ausschweifendsten Luxus

können hier befriedigt werden; und die Menschen, die sich in diesen Räumen drängen und stoßen!? Menschen gibt es hier nicht mehr, es gibt nur Demokraten und Aristokraten, Anhänger der Constitution und Verächter derselben. Das Zanken und Streiten in allen Gesellschaften hört nicht auf, Widerspruch und Spaltung können nicht ausgebreiteter sein. So bleiben kann es nicht, was aber werden wird, läßt sich schwer im voraus bestimmen. — Ein reichgalonirter Bedienter, wie man ihn noch selten jetzt sieht, ruft mich zur Frau des schwedischen Gesandten Staël, der Tochter Necker's, ruft mich als Arzt. Soll ich ihr den Staar stechen? Vielleicht in Beziehung auf ihren Geliebten Narbonne und sein Verhältniß zu Mlle. Contant, die wieder mit dem von Narbonne geraubten Gelde kernhaftere Wüstlinge unterhält, als ihr Unterhalter ist?

Dein Justus.

Viertes Kapitel.

Joujou de Normandie.

Die Gräfin verließ Heustedt, als der Winter begann; im Schlosse ging aber jetzt täglich Claasing ein und aus, er war es, der auf Anlaß seiner Braut den jungen Doctor einlud, die Leseabende in seiner Gegenwart fortzusetzen; Karl konnte und mochte das nicht abschlagen.

Ueber Olga's Wesen war eine schwere Traurigkeit gelagert, aber sie hatte resignirt. Der Jugendfreund hatte einen Glückwunsch zur Verlobung nicht dargebracht, und die widerwillig Verlobte war ihm dankbar dafür. Man las Shakspeare in der Ursprache mit vertheilten Rollen. Tante Hulda schlief dabei, da sie englisch nicht verstand; Claasing war gleichfalls etwas aus der Uebung gekommen, aber er arbeitete sich bald hinein; mit Anna's Lesen haperte es am meisten.

Verliebte Tändeleien unter Brautleuten, wie sie

heutzutage in der Familie nicht nur, sondern selbst in Gesellschaften vorzukommen pflegen, gehörten damals nicht zum guten Tone der Gesellschaft; der Obergestütmeister conversirte mit der Braut in allen Förmlichkeiten des Menuetenstils; das Höchste, was dem Bräutigam der Sitte nach gewährt werden durfte, war ein Kuß auf die Hand.

Auch die Braut war nachdenklicher geworden, sie neckte weder Karl noch ihren Bräutigam, sie war minder kokett, es schien, als wenn sie jetzt erst bemerkte, daß ihr Verlobter doch sehr viel älter war als sie.

So kam der Frühling, der schöne Mai; Park und Wiesen glänzten und grünten in üppigster Pracht. Es kam mit dem Frühling aber auch die Gräfin, und nicht allein, sondern in Begleitung eines französischen Emigranten, des Marquis de Bontemps und des Bräutigams, Otto von Schlottheim, der bis zur Hochzeit, im Juli, im Schlosse bleiben sollte, damit die jungen Leute sich kennen lernten.

Der Marquis war Cavaliere servente der Gräfin, aber nicht, weil ihn ihre Reize gefesselt, . . . er verstand sehr wohl Kunst von Natur zu unterscheiden . . . sondern weil er ihre Hülfe für seine Partei, die heilige Sache des Königs, der Ordnung, der

Religion und Moral, in Anspruch nahm. Die Gräfin, welche die Gefahr wenn auch nicht in vollem Umfange ahnte, die dem Feudalwesen von Frankreich her drohte, nachdem der Adel dort sein Todesurtheil sich selbst gesprochen, hatte nicht unbedeutende Opfer schon gebracht, aber das Leben in Koblenz und Köln verschlang allein große Summen und jetzt galt es eine Eroberung von Paris, wie man sagte.

Der Marquis hoffte, daß es seiner Liebenswürdigkeit gelingen werde, von der Gräfin noch weitere 20000 Livres zu erhalten; war die erste Zahlung der Sache wegen geschehen, so galt es jetzt der Person des Bittenden wegen, der außer seiner eigenen Liebenswürdigkeit als einer der nächsten Freunde des Grafen von Artois in hoher Achtung bei der Gräfin stand. Wo aber ein Franzose ist, da muß Leben und Bewegung, vor allen Dingen Tanz sein. Das Billardspielen, das Joujouspiel, das Pistolenschießen, das Ausreiten, wie das abendliche L'Hombre mit der Gräfin, Schlottheim und Olga genügten dem Marquis so wenig als die steifen Diners und Soupers. Er wußte die Gräfin zu bewegen, einen Ball zu geben, zu dem die Honoratioren von Heustedt und die adeliche Umgebung geladen wurden. Die Zelte von 1772 lagen noch auf den Böden, es brauchten nur die Boskets etwas

gelichtet, einige junge Bäume gefällt zu werden, und der ganze Apparat der Kindtaufsfeier stand wieder da. Aber man war diesmal unter sich. Die Bürger Heustedts und die Dienerschaft nahmen an dem Feste selbst keinen Theil.

Auf diesem Ball traf denn Graf Schlottheim zuerst mit seinem Einpauker Karl wieder zusammen. Karl wurde von ihm mit herablassender Freundlichkeit begrüßt, aufgefordert, sich an der Gesellschaft der jungen Leute in Zukunft zu betheiligen. Der Marquis fand Gefallen an Karl, und dadurch stieg der junge Advocat in den Augen der Gräfin um hundert Procent. Auch die dreizehnjährige Heloise, mit der Karl schon öfter verkehrt, da er ihr den ersten Unterricht im Joujouspiel ertheilt, als sie solches zu Weihnachten von Mama in Hannover geschenkt bekam, erwies sich hier als seine Beschützerin und vermittelte eine freundliche Einladung der Gräfin, das Schloß als immer für ihn offen stehend anzusehen.

Olga war kalt und abstoßend gegen den Bräutigam, wie immer, woraus sich dieser aber wenig zu machen schien, indem er wie ein Schmetterling von einer Landschönheit zu einer Stadtschönheit schwärmte, am liebsten aber bei Anna verweilte, der er, sobald nur deren Bräutigam nicht in der Nähe war, mit

feurigen Blicken, glatten Reden, Händedrücken und, wo es die Gelegenheit irgend mit sich brachte, Händeküssen die Cour machte.

Seit jenem Balltage war der junge Advocat wiederum täglicher Gast im Schlosse; dort war seine Sonne, sein Lebenselement, auf das sein ganzes Fühlen und Phantasiren, Denken, soweit davon die Rede sein konnte, und Trachten gerichtet war. Bei Tage war er zerstreut, oft wie geistesabwesend, wenn er nicht in ihrer Gesellschaft war, nachts combinirte er alle kleinen Aeußerungen, Blicke, Bewegungen, die Olga seit vorigem Sommer in seiner Gegenwart entfahren, um in diesem Augenblick zu dem Schlusse zu kommen, „sie liebt mich wieder", im nächsten Augenblick diesen Schluß auf Grund anderer Dinge zu bezweifeln.

Die alltägliche Beschäftigung war für ihn die höchste Qual, mit Widerwillen und Ekel hielt er Termin auf dem Amte, er versäumte Fristen und Fatalien, und die Collegen wie die Richter waren bald der übereinstimmenden Meinung, daß er ein schlechter Advocat sei, eine Meinung, die recht bald in das Publikum drang und nur zu wohl begründet war.

Geldmangel, Umgang mit Aristokraten voll aristokratischer Gewohnheiten, unglückliche Liebe, oder viel-

leicht richtiger Liebe zu einem Gegenstande, der einem andern angelobt und durch die Pflicht der Convenienz und des Reichthums von ihm fern gerückt war, während vielleicht die Seelen zusammen schwärmten, trafen zusammen. Zum Glück für ihn waren mit den Vergnügungen, denen man sich im Schlosse hingab, keine andern Kosten als weiße Leibwäsche und Glacéhandschuhe verbunden; im Billardspiel vielmehr gewann er dem Marquis wie dem Grafen Schlottheim manche Partie und manchen Louisdor ab.

Auch im L'Hombre war er glücklich; Graf Schlottheim langweilte dies Spiel, weil es Nachdenken erforderte und weil seine stumme Braut mitspielte. Er entzog sich erst unter allerlei Vorwänden dem Spiele, dann lehnte er jede Abendpartie gänzlich ab. Sobald es abends dunkelte, verschwand er aus dem Schlosse, man wollte ihn verkleidet in der Weststadt, in der Nähe von Klein-Paris gesehen haben. Ging er Abenteuern nach, und dort?

Die Gräfin, auf welche die Dinge in Frankreich einen größern Eindruck zu machen nicht verfehlt hatten, als sie sich selbst bewußt war, war gegen Bürgerliche viel freundlicher und herablassender geworden; es war ihr, die sonst in gewisser menschlicher Beziehung auf die Ungleichheit des Standes nicht geachtet, die Ueber-

zeugung geworden, man thue gut, die schroffen Formen zu mildern, und so bekam bald der eine, bald der andere Herr eine Einladung zur Ergänzung des L'Hombre und zum Souper, bis man ein für allemal Karl zu der Partie zog. Während dieser nachmittags nach dem Diner den jungen Damen, an die sich Heloise als aufmerksame Zuhörerin anschmiegte, aus Schiller's „Kalender für Damen" die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges vorlas, pflegten die Gräfin wie der Marquis und Graf Schlottheim Siesta zu halten. Erst wenn es kühler wurde, kam man in den Geheimpark, um bei ruhiger Witterung auf dem Rasen des Laubenrandes Reife zu werfen oder Federball zu spielen, welche Spiele durch die Munterkeit Heloisens und Anna's das Steife, was die ganze Mode, Situation, Frisur und Kleidung mit sich brachten, verloren und den Charakter von jenen Schäferspielen aus der Zeit Ludwig's XV. anzunehmen pflegten, die man so häufig abgebildet sieht. Es waren das die einzigen Augenblicke, wo Olga ihren Ernst ablegte und wie die Schwester Heloise kindlich heiter sein konnte, wenn Karl ihr gegenüberstand. . . . Machte es der Zufall, daß bei diesen Spielen regelmäßig der Marquis der Gräfin, Graf Schlottheim Anna, Karl Olga und Heloisen gegenüberstand?

Wenn wir unser Augenmerk nach längerer Zeit wieder einmal der sogenannten Gesellschaft zuwenden, so finden wir die Herren von 1792 wie die von 1772 vor dem Rathskeller versammelt, rauchend, Wein trinkend, oder lesend und discourirend. Der Stoff der Unterhaltung ist indeß nicht mehr der reine klein-städtische Klatsch, es wird vielmehr politisirt und wie in der halben Welt theilen sich die Männer in offene oder heimliche Freunde oder Feinde der Französischen Revolution, folgen aber nach Vorgang aller Frauen in allem dem, was die pariser Mode mit sich bringt, wenn auch die Reise derselben nach Heustedt langsam ging.

Gab es in dieser Zeit der beginnenden Sündflut aber überhaupt noch pariser Moden? Man überzeuge sich durch die Einblicke in die zahlreichen Modejournale, daß 1792 und 1793 die Weltherrschaft der pariser Moden weder durch das Septembrisiren noch durch den Krieg gebrochen wurde. Auffallender mag es sein, daß man sich in so ernsten Tagen der Mode wegen mit Spielereien abgab, wie sie erwachsenen Leuten kaum würdig. Dahin gehörte vor allem das Spielzeug unserer Kapitelüberschrift.

Um nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, theilen wir mit, was in einem Modejournal von 1791

aus Paris berichtet wird: „Wie sonst jeder feine Herr seine bilboquets sowol als sein vademecum in der Tasche führte, und jede Dame von gutem Ton ein solches im Arbeitsbeutel hatte, so ist jetzt das joujou de Normandie der unzertrennliche der vornehmen sowol als der gemeinen Welt. Der Prinz bis herunter auf den Handwerksburschen, die Dame vom ersten Range bis herunter auf das Bürgermädchen, der Greis wie der Knabe spielt sein joujou, so oft er Lust und Weile hat, in Gesellschaften, auf Promenaden, im einsamen Zimmer. Die Engländer bezeigen sogar eine besondere Fertigkeit, dasselbe im Reiten zu spielen, nach allen Seiten zu werfen und wieder zu fangen."

Im März des folgenden Jahres klagte man aus Berlin: „Man habe über das joujou alles vergessen und vernachlässigt, man trage noch Kleider von alter Farbe und altem Schnitt, Cravatten wie vor einem Jahre, und der Hut werde von den Damen ohne Sorgfalt und Geschmack auf den Kopf geworfen, um nur schnell wieder zum joujou greifen zu können."

In Heustedt hatte man erst im Mai 1792, als das Schloß von der Gnädigsten und ihrer Gesellschaft bevölkert wurde, das Joujou gesehen, allein außerhalb der Kreise des Schlosses war das Spielwerk noch nicht

gedrungen, obgleich verschiedene Damen Bestellungen in Hannover und Bremen gemacht hatten. Frau Landräthin von Vogelsang und ihre beiden schönen Töchter, die achtzehnjährige Ida und die sechzehnjährige Adelheid, hätten wer weiß was dafür gegeben, wenn sie früher als die Baronin von Bardenfleth mit ihren Töchtern Mimona und Adele und Rosa in den Besitz eines solchen Joujous gekommen wären. Auch die Amtmännin und Amtsschreiberin, die Forstschreiberin und Bürgermeisterin hatten schon vergebliche Anstalten gemacht, so ein Ding, das sich von selbst in die Höhe bewegte, zu erhalten.

Aus der Gesellschaft, die wir vor zwanzig Jahren hier fanden, waren die meisten ausgeschieden. Krummeier hatte seinen treuesten Kunden, den Forstschreiber, nicht lange überlebt, die Wittib setzte das Geschäft aber mit einigen Kellnern fort; der Amtsadvocat war gestorben, der Bürgermeister ebenfalls, an die Stelle der Amts- und Kornschreiber waren andere Personen gerückt, die Söhne einiger der alten Bekannten waren als Amts- und Kornschreiber aufgerückt. Die Eifersucht zwischen der Landräthin und der Baronin hatte trotz des Todes der Leibadvocatinnen sich auf die Töchter fortgepflanzt, während die Männer, von denen der Landrath unförmlich dick, der Baron sehr hager gewor-

den war, von diesen Eifersüchteleien kaum etwas merkten und gemüthlich ihr Glas Wein miteinander tranken und die Pfeife rauchten.

Das Factotum der Gesellschaft war zur Zeit der Deichgräfe, Kuno Lübrecht, welcher, aus der Residenz an die Weser gesetzt, es sich hier zur Aufgabe gemacht hatte, der Träger aller neuen Moden, der petit maître aller gesellschaftlichen Vergnügungen zu sein.

Er war heute der erste unter den Linden, denn er hatte Großes auf dem Herzen, er wollte die Gesellschaft überraschen, zunächst überraschen durch seinen direct von Hamburg bezogenen, von einem pariser Schneider herrührenden Anzug. Er trug natürliches, in der Mitte des Kopfes, wie es heute Mode ist, schlicht gescheiteltes Haar, das nur sehr wenig gepudert war und hinten in einem nur eine Hand langen, stumpfen, aber breiten Zopfe endete. Auf diesem also gepuderten Kopfe saß ... unglaublich für alle, die es nicht selbst sahen ... ein runder Hut, oben etwas breiter als unten, sonst die Cylinderform. Um den Hals war eine für die Jahreszeit reichlich dicke weiße Musselinkravatte geschlungen und darüber hing locker ein seidenes, rothgewürfeltes Tuch, dessen Zipfel neben dem Jabot in das oben weitausgeschnittene Gilet hineingingen und da festgesteckt waren. Das Gilet à la

Prince of Wales war von erbsengelbem Kasimir mit windsorblauen Streifen. Dasselbe hatte zwei Reihen seidener Knöpfe, die sehr weit auseinanderstanden, und war vom vierten Knopfe von unten an so weit ausgeschnitten, daß es schon von der Herzgrube an nicht mehr zusammenging, sondern ohne Kragen ganz rund um die Schultern herumlief. Ein schwarzer Frack mit großen fliegenden Reversen, stehendem Kragen, sehr engen Aermeln, der überall von vorn nicht zuknöpfbar war, dazu Beinkleider von weißem Kasimir mit weißen Knöpfen und Knieschleifen, und in diesem Beinkleide nur Eine Uhrtasche und nur Eine Uhr mit breitem schottischen Bande, an dem ein großes goldenes Karneolpetschaft hing, endlich breitgestreifte, violett und weiße Patentstrümpfe, auf den Schuhen kleine, hochviereckige silberne Schnallen, vollendeten den Anzug des Dandy.

Was aber das Sonderbarste war, in der Hand trug dieser heustedter Adonis einen etwa einundeinhalb Fuß langen, unten dicken, oben spitzen Dornknittel, wie man sie in Paris zum Schutz und Trutz gegen Anfälle einzelner aus dem Pöbel von seiten der Aristokraten in die Mode eingeführt hatte. Kuno Lübrecht ging, in der einen Hand den Knittel, in der andern den Hut, im Schatten der Linden hin und

her, an den großen Augenblick der Ueberraschung denkend.

Da kam vom Amtshause her der Amtmann Steinbart, ein Mann im kräftigsten Mannesalter, mit strengen Zügen und nachdenklicher, gefurchter Stirn. Ohne auf den Dandy zu achten, setzte er sich nieder und zog ein französisches Zeitungsblatt aus der Tasche. Er war auf besondern Wunsch der Gnädigsten mit der Amtmannsstelle bedacht, und sie glaubte, sich einen treuen Anhänger in ihm geschaffen zu haben. Aber Steinbart hatte gesehen, daß einer seiner Vorgänger, der Drost von Schlump, mehr als das Doppelte an Einnahmen bezogen als er, und daß man ihm selbst eine Domanialstreuparcelle, die sein unmittelbarer Vorgänger noch gegen sehr geringen Pacht in partem salarii innegehabt und um das Vierfache zur Nachweide verpachtete, wenn der erste Schnitt geschehen war, entzogen, um sie dem schon reichbesoldeten Obergestütmeister als Gehalt zuzulegen. Steinbart, der früher in Hannover im Departement der Kammer gearbeitet und die Einkünfte, die durch die Provinziallandschaften eingingen, revidirt hatte, kannte sowol die großen Schäden der Staatsverwaltung als auch diejenigen, an denen die meisten der herrschenden Adelsfamilien im stillen litten. Er war ein heimlicher Anhänger

neufränkischer Ideen und hatte in aller Stille den Lieblingswunsch, die Neufranken möchten die gesammten Emigranten und allen deutschen Adel dazu über die Weichsel treiben, damit sie Polen und Rußland mit ihrer Civilisation beglückten. Er hatte ein fühlendes Herz für den hartgedrückten Bauernstand, der damals noch immer nur als Nutzungseigenthümer des Meierhofes betrachtet und erst von dem Gutsherrn, dann von dem Zehntherrn, dann vom Staate und der Gemeinde ausgebeutet wurde. Es mußte ihm, dem von den Unterbedienten alles, was im Orte und Amte geschah, berichtet wurde, eine Kunde geworden sein, die ihn sehr aufregte, denn er brummte, ohne die Gegenwart Kuno's zu beachten, vor sich hin: „Eine schöne Bande, das ganze Pack, buhlt das alte verbuhlte Weib mit dem hergelaufenen Franzosen, der Schwiegersohn mit des Fillers Marthe und sucht die Milchschwester der Braut zu verführen; die Tochter schmachtet nach dem bürgerlichen Jüngling, es fehlt ihr nur der Muth der Mutter . . . und da soll man sich beugen und schön thun!“

Inzwischen kamen der Amtsschreiber, der Amtskornschreiber, der Bürgermeister und andere Honoratioren und nahmen an dem gewöhnlichen Tische Platz. Neben der Thür nach der Schloßstraße saßen wie

früher in getrenntem Kreise die Unverheiratheten, unter denen die Söhne des Landraths und des Barons von Bardenfleth, von denen sich der eine in Göttingen, der andere in Jena des Studirens halber aufhielt, das lauteste Wort führten. Kuno Lübrecht war in den Rathskeller getreten, um nicht jedem einzelnen, wie er ankam, Rede und Antwort über seine Tracht geben zu müssen.

Der Ton der Gesellschaft hatte sich seit der Zeit, als wir dieselbe hier versammelt sahen, wesentlich geändert, obgleich noch alle den Zopf nach hinten trugen. Vor zwanzig Jahren hätte man unter gegenwärtigen Verhältnissen von nichts gesprochen als von den bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeiten, von Braut und Bräutigam, von dem Marquis und dem Obergestütmeister und seiner jungen Braut. Jetzt war es anders, man hielt den „Hamburgischen Unparteiischen Correspondenten", der zwar schon sechsmal in der Woche erschien, aber nur zweimal mit der Post in Heustedt ankam, und fiel bei seiner Ankunft über die Blätter her. Es entspann sich sogleich politischer Streit, denn die Blätter brachten eine höchst bedeutsame Nachricht von Paris. Am 20. Juni hatte eine Demonstration bedeutender Art stattgefunden, dem Könige die Sanction zu dem Beschlusse abzuzwingen, daß den Priestern,

welche den Eid auf die Constitution verweigerten, ihre Pension entzogen und sie selbst unter Aufsicht gestellt werden sollten; man hatte Pétion, den ersten Polizeibeamten von Paris, in Verdacht, die Zusammenrottung der 30000 Vorstädter angestiftet zu haben, welche erst durch die Legislative hindurchdefilirten, dann in die Tuilerien rückten, den König bedrohten, ihm die Jakobinermütze aufsetzten und ihn zwangen, Wein mit ihnen zu trinken. Man glaubte, das Ziel der Demonstration sei ein doppeltes, dem Könige jakobinische Minister aufzudrängen und ihn zu zwingen, sein Veto gegen das Priesteredict zurückzunehmen, wie er das Veto gegen das Edict, das den Emigranten bei Todesstrafe und Güterconfiscation Rückkehr anbefahl, zurückgenommen hatte. Andererseits wollte man aber den Geist und Muth der Pikenträger heben, die Nationalgarde noch mehr entrüstet und muthlos machen, als sie es schon war.

„Diese Halunken!" rief Baron Bardenfleth und schlug mit der dürren Hand auf den Tisch, daß er schmerzhaft zusammenzuckte, „man muß sie niederkartätschen wie tolles Viehzeug. O, hätte eine verruchte Hand den Helden Gustav nicht ermordet, so würde eine Armee von Schweden, von den im Kurfürstenthum Trier und am Rhein gesammelten

Emigranten schon längst dieses dreimal verfluchte Paris der Erde gleich gemacht haben.“

„Ja, wenn das so leicht wäre, würde Leopold II. und der alte Kaunitz nicht so stillsitzen“, erwiderte Steinbart, „es läßt sich nicht verkennen, daß die meisten Priester Feinde der französischen Constitution, gefährliche innere Feinde sind, gefährlicher vielleicht als die an den Grenzen sich sammelnden Emigranten. Man befürchtet in Paris eine Coalition des monarchischen Europas und des gesammten Adels in Europa gegen die französische neue Freiheit, daß sich daher die Anhänger dieser neuen Verfassung zu schützen suchen, ist natürlich. Daß man den König und die Königin für Feinde der Verfassung hält, wer kann das den Jakobinern verdenken? Sollten sie es nicht sein?“

„Sie sind es, sie müssen es sein, sie sollen es sein!“ rief von Bardenfleth dazwischen. „Jeder ehrliche Mensch muß es sein, nur die Halunken, die Ohnehosen, die spitzbübischen Expriester sind Freunde der Constitution.“ „Sachte, sachte“, sagte Steinbart ruhig. . . . „Herr Baron, es bereitet sich in Frankreich etwas vor, was die Weltgeschichte bisher noch nicht gekannt hat, und macht reißend schnelle Fortschritte: Bauernfreiheit, gestützt auf freies Grundeigenthum. Millionen von Bauern fühlen schon gegenwärtig ihren

Wohlstand vermehrt durch die Aufhebung der Feudallasten, obgleich so kurze Zeit seitdem verstrichen ist; vielen Tausenden datirt ein neuer Wohlstand seit dem Verkaufe des Kircheneigenthums, der Verkauf des Eigenthums der Emigrirten lockt andere Hunderttausend, alle, die bei der Revolution interessirt sind . . . und wie viele Tausende der edelsten Menschen mögen das sein . . . fühlen sich nur sicher, wenn die Revolution auf der Höhe erhalten wird, und sollte dies nicht anders als durch Beseitigung des Königthums geschehen können."

Baron Bardenfleth wollte etwas erwidern, er erhob sich, aber Steinbart erhielt unvermuthet Beistand von einer Seite, wo er ihn nicht erwartete. Der Leibmedicus Chappuzzeau, beinahe zu einer Mumie zusammengetrocknet, räusperte sich und sagte dann mit fistelhaft dünner Stimme: „Werden sich schon darein ergeben müssen, Herr Baron, die Republik angewandert kommen zu sehen, man hat in Frankreich, als der König dort zwei Monate gefangen saß, gesehen, daß es sich auch ohne König regieren läßt, das königliche Amt ist nicht vermißt worden, es hat sich als ein unnützer und sehr theuerer Posten erwiesen; meine Freundin, die Guillotine, wird das Gleichmachen schon besorgen helfen" . . . Man sah sich erstaunt an und wußte

nicht, ob es Ernst oder Spaß sein sollte. Die weitere Discussion wurde durch Kuno Lübrecht unterbrochen.

Am Tische der jungen Leute trieb man indeß keine Politik, sondern stritt sich darüber, wer schöner sei, Comteß Olga oder die liebliche Anna, flüsterte allerlei Anekdoten über das Leben des jungen Grafen Schlottheim in Göttingen und Hannover, und wollte eben anfangen, über das Verhältniß des jungen Doctors Haus zu der schönen Comteß herzufallen, als dieser selbst um die Ecke trat und am Tische Platz nahm. Diesen Augenblick schien Kuno Lübrecht erwartet zu haben, er kam aus der Rathskellerthür mit einem verdeckten Korbe hervor, den er auf den Tisch stellte.

Ein allgemeines Ah! empfing ihn. „Lassen wir das, nur neueste pariser Mode von meinem Leibschneider“, sagte er nachlässig. „Was aber ist in diesem Korbe?“ Man rieth hin und her, vergebens. „Meine Herren, mir ist der große Wurf gelungen, mit meinem Anzuge von Hamburg ein Dutzend der neuesten Façons von Joujous zu erhalten. Mit gnädigster Erlaubniß des Herrn Landraths und Herrn Barons von Bardenfleth werde ich mir die Freiheit nehmen, dero Gemahlinnen ein Exemplar dieses allerliebsten Spielzeugs zu verehren; die übrigen stehen der

Gesellschaft zu Gebote, der Preis ist an jedem Stück notirt, von 20 bis 48 Schilling."

Die Gesellschaft, mit Ausnahme des Amtmannes und Karl Haus, fielen über den Korb her, als wären Goldschätze darin. . . . „Das Joujou", fuhr Lübrecht mit Wichtigkeit fort, indem er seinen Hut aufsetzte, den Knittel in die linke Hand nahm, den Zeigefinger der rechten Hand in die Schlinge an der Litze eines Joujou steckte und dieses auf= und abrollen ließ, was indeß noch einige Ungeübtheit zeigte, „ist eine Erfindung der Normandie, durch die Emigranten in Deutschland verbreitet, weshalb es auch den Namen Emigré führt. Wenn pariser Jakobiner damit spielen, geschieht es nie, ohne daß sie dabei ça ira, ça ira singen."

„Bitte um Verzeihung", unterbrach Karl, „das Joujou ist eine ostindische Erfindung, es wurde erfunden, der Tochter des Nabobs Seradscha Daula zu Murschidabad Belustigung zu gewähren; ein vornehmer Offizier brachte es nach England und schenkte es dem Prinzen von Wales, welcher sich, um seine schönen Hände zu zeigen, so sehr in das Spielzeug verliebte, daß er vom Morgen bis zum Abend damit spielte, wenn Mistreß Fitzherbert nicht etwa ein anderes Spiel vorzog. Als er zum ersten mal aus seiner Loge in dem neuerbauten Coventgardentheater sein Joujou in das

Orchester hinabspielte, ward die Aufmerksamkeit aller von Hamlet ab und dem Prinzen zugewendet, dem man diese Unverschämtheit als Genialität anrechnete, und das Ding, mit dem er spielte, «the Prince of Wales's toy» nannte, von dem man am dritten Tage zehntausend Stück in London verkauft hatte. Ein Engländer zeigte mir in Göttingen eine Caricatur... ein junger Mann, den man leicht erkannte, lag trunken im Schose der Mistreß Fitzherbert und spielte mit dem Joujou."

Inzwischen hatten die alten Herren mit ihren dünnen langen Zöpfen und die jüngern Herren mit ihren kurzen dicken Zöpfen sich sämmtlich bis auf Steinbart von ihren Plätzen erhoben und versuchten mehr oder weniger geschickt das Joujou zum Aufsteigen und Fallen zu bringen. Es war ein komischer Anblick. Aller politische Hader war vergessen. Karl selbst hatte von dem Hofmeister des Prinzen Ernst in Göttingen, der des Spiels bald überdrüßig geworden, ein sehr fein gearbeitetes Joujou, in welchem drei Federn künstlich in schwarzes Ebenholz eingelegt worden, zum Geschenk erhalten. Er zog dies jetzt aus seiner Tasche und zeigte sich als Meister in der Kunst, denn er konnte das Joujou nach oben in der Luft sich entrollen lassen, um es vor dem gänzlichen Abrollen nach

unten zu drehen und wieder in die Höhe steigen zu lassen.

Einer nach dem andern wurde des Spiels aber überdrüßig; indeß nahm jeder, der ein Joujou bekommen konnte, ein solches zu sich und bezahlte den daran notirten Preis.

Nachdem eine Pause eingetreten war, sagte Kuno Lübrecht: „Meine Herren, ich erlaube mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen . . . wir sind der Gräfin Revanche schuldig für den Sommerball . . . wie wäre es, wenn wir eine Wasserpartie nach Hengstenberg machten, dann gegenüber auf Cleve's Gute landeten, im Park ein Pickenick einnähmen und dann im Saale oben tanzten? Cleve, mein Freund, hat mir Park, Haus und Salon zur Disposition gestellt. Ich bekomme nämlich heute, spätestens bis morgen Mittag ein großes Schlagtschauschiff mit schöner Kajüte . . . mag es für die gräfliche Familie bestimmt sein . . . auf dem Verdeck kann die Musik Platz nehmen. Musik von Verden, vom Husarenregiment, habe ich mir, Ihrer Genehmigung gewiß, zu bestellen erlaubt, es handelt sich nur darum, wen wir beauftragen, die Gräfin und ihre Gesellschaft einzuladen auf übermorgen Nachmittag.“

„Wer anders dürfte die Einladung besorgen als

Proponent selbst", meinte Haus, „er, der Liebenswürdigste aller Liebenswürdigen!" „Prächtig! herrlich! zugestimmt!" erscholl es von allen Seiten, nur der Amtmann bedauerte, an der Gesellschaft nicht theilnehmen zu können.

Die Einladung war angenommen, ein Dutzend Schiffer rüsteten große Kähne, die gewöhnlich nur zum Sandtransport benutzt wurden, zum Menschentransport aus; dieselben wurden mit Sitzen von Breterbohlen versehen. Das neue Schlagtschauschiff war angekommen, schön bemalt, beflaggt und hinreichend groß, einige dreißig Personen zu fassen. Es war beschlossen, dasselbe der Gräfin ganz zur Disposition zu stellen, damit sie die Personen einlade, die ihr convenirten. Vom Morgen des Tages der Lustfahrt an wurde auf den verschiedenen Schiffen für die Bequemlichkeit zugerüstet, große Flaschenkörbe, wie Körbe und Kisten mit Kuchen und Brot, Torten, Braten, Geflügel, Schinken und Wurst, Käse mancherlei Art wurden auf die Schiffe geschleppt; mittags durchzog die Musik die Oststadt; sie zog vom Rathskeller nach dem Schlosse und zurück, dann bestieg sie das Deck der Kajüte des Schlagtschauschiffes und dieses fuhr nach dem großen Slut, dem Landungsplatze des gräflichen Parks.

Die übrigen Schiffe nahmen ihre Einquartierung

an der Brücke auf, die mit Menschen aus der West- und Oststadt gefüllt war, welche der Einschiffung von dort zusahen. Es war ein heißer Julitag, aber ein kühlender Westwind fächelte vielen übererhitzten Damen die ersehnte Kühlung zu. Die Musik auf dem Deck des Schlagtschauschiffes spielte das damals vielgesungene Volkslied „Marlborough s'en va't en guerre", und auf dem an der linken Seite der Weser sich erhebenden Deiche sammelten sich Landleute, die in den Vordeichslanden Gras mähten.

Hengstenberg gegenüber lag am Fuße eines Sandberges, der größtentheils mit Föhren, an seinem südwestlichen Abhange aber mit mächtigen Eichen und anderm Laubholz bestanden war, ein alter Rittersitz, seit lange nur von einem Gärtner bewohnt, da der Eigenthümer, ein unverheiratheter Junggeselle, im Kriegsheere diente. Garten und Park waren zwar etwas verwildert, hatten aber eine reizende Lage. Nach Westen sah man über die Weser hinüber in die weite mit Frucht bestellte Ebene, nach Norden und Osten schützte Hügel und Wald, im Südwesten sah man Heustedt im Mittelpunkte der sich um es herumschlängelnden Weser liegen, und südöstlich ragte das beinahe allein rothdachige Grünfelde über die sich von da wieder nach rechts im Kreise drehende Weser her. Von der Höhe

des Schloßthurms übersah man die ganze Halbinsel, deren wir im ersten Kapitel erwähnten, und die wir, da sie nicht bedeicht war, später ganz überschwemmt sahen. Zwischen dem Garten und der Weser zog sich eine schöne grüne Wiese hin, die dem hengstenberger Rückstau am meisten ausgesetzt war und daher alljährlich von dem Ueberstau Kraft einsog.

Man lagerte sich am südlichen Abhange, im Schatten dichtbelaubter Eichen und hoher schlanker Buchen; die Dienerschaft der Gräfin hatte für diese am Fuße des Hügels ein kleines Zelt aufgeschlagen; unter einem andern Zelte, welches noch aus dem Dreißigjährigen Kriege stammte und neben einer kleinen Quelle aufgeschlagen war, lagerten eine Reihe Flaschen mit kostbaren Weinen, um hier nach Beschaffenheit in Quellwasser und Eis gekühlt zu werden. Der Gräfin, obgleich als Gast eingeladen, hatte die Form des Pickenicks auch hier Gelegenheit gegeben, die Wirthin zu spielen und ihren Reichthum und Geschmack glänzen zu lassen. Teppiche und weiße Laken wurden von dieser und jener Familie auf dem Rasen ausgebreitet, und zwei oder drei Familien von näherer Freundschaft gruppirten sich immer zusammen. Man schickte und wechselte die Schüsseln mit den verschiedenen Gerichten und die Flaschen mit den verschiedenen Getränken von

Gruppe zu Gruppe; die jungen unverheiratheten Leute gingen von einem Lagerplatze zum andern. Alle waren bemüht, dem Zelte der Gräfin die besten Schüsseln zuzutragen; als aber erst aus dem Zelte der Gräfin Eis- und Marzipantorten, kühle duftige Weine und Champagner hervorgingen, da blieben die eigenen Weinflaschen meist unentkorkt und Kuchen, Krengel, Topfkuchen, wie andere bürgerliche Delicatessen wurden zurückgeschoben und der Dorfjugend aus Grünfelde und Hengstenberg, die sich zahlreich eingefunden hatte und im Hintergrunde einen Kreis bildete, zugewendet.

Es ging im ganzen ziemlich ungenirt her, theils weil man sich von Anfang an nach Neigung, Rang, Familien oder nach sonstigen Bezügen gesondert, theils weil die Gnädigste in einer so vorzüglich guten Laune war, wie man sie selten gesehen. Sie hatte heute beau jour und war ohne viele Hülfsmittel wieder einmal ein schönes Weib, das trotz seiner zweiundvierzig Jahre Eroberungen machen konnte. Das hatte ihr der Spiegel am Morgen gesagt, das hatte die Kammerjungfer gesagt, wie auch der Friseur, das hatte ihr auf der Fahrt hierher schon manches Compliment vom Marquis und andern eingetragen, das stimmte sie vergnügt und machte sie leutselig; am Arme des Marquis wanderte sie von dem einem Lagerplatze zum

andern und unterhielt sich mit Menschen, die sie bisher noch nie eines Wortes gewürdigt; ja es schien, als suche sie alle komischen Personen auf, um sie dem Marquis vorzustellen und mit ihm französisch über dieselben zu spotten. Und der komischen Personen gab es so viele.

Seitdem vorgestern zwölf oder mehrere Joujous in die Gesellschaftskreise gekommen waren, hatte man unsern guten Freund, Georg Schulz, den Schlagtmeister, dessen Drechselkunst man sich erinnerte, auf das furchtbarste bestürmt, Joujous zu schaffen. Jede Dame, die an der Weserfahrt theilnehmen wollte, mußte ein Joujou und zwar ein solches von besonderer Art in Größe oder Farbe haben. So hatte denn Georg Schulz eine halbe Nacht hindurch und nach wenig Schlaf wieder vom frühen Morgen an gedrechselt und gedrechselt, und seine Frau hatte ihm dabei geholfen; sie hatte roth und gelb, blau und orange, grün und schwarz gebeizt, auch oft nur übermalt, polirt, die Schnüre eingezogen und abgepaßt. Um elf Uhr morgens, am Tage der Wasserfahrt, konnte Marie funfzehn Familien, die meisten mit zwei oder drei Joujous beglücken; nun zankten in allen Häusern die verschiedenen Schwestern und Brüder um den Besitz von Joujous, ja man sah, während der Friseur

thätig war, oben das Haar zu thurmhohen Coiffuren zu ordnen, oder à l'enfant zu locken und zu kräuseln, alle Frauen wie jungen Mädchen, selbst Amtsschreiber und Bürgermeister sich im Joujouspiel üben. Es war eine wahre Joujoufureur über Heustedt gekommen, man wollte den Damen im Schlosse zeigen, daß man auch Joujou spielen könne.

Nachdem man nun meistens mit bewunderungswürdigem Appetit gegessen und getrunken, fingen in den verschiedenen Gruppen erst die jungen Mädchen, dann die Mütter und Tanten an, das Joujouspiel herauszuziehen und, oft mit großer Ungeschicklichkeit, tanzen zu lassen. Dies anzusehen, daneben die nimmersatten Schlemmer zu beobachten, von welchen es in jeder Lagergesellschaft einige gab, die nur nach den betreßten Dienern der Gräfin mit Biscuit und Torten, spanischen, griechischen und Rheinweinen ausschauten, oder verliebte junge Leute zu beobachten, die unter Aufsicht der Mutter oder Tante sich nicht von dem Familienlager fortbewegen durften, trotz der Sehnsucht nach den benachbarten geliebten Gegenständen, mit denen die eigene Familie im Streite lebte, das machte jedem, der Sinn für Humor hatte, wahrhafte Freude.

Im Zelte der Gräfin war es ziemlich leer. Dort

saß Doctor Karl Haus zu Füßen Heloisens, welche es sich nicht nehmen ließ, um das Haupt desselben . . . der dreieckige Tressenhut lag auf der Erde . . . in eigener Person einen Epheukranz zu winden. Er pflegte sich, da er nicht wagte, sich Olga zu nähern, viel und gern mit dem Kinde zu beschäftigen, und dieses war schlau genug, den wahren Grund zu errathen. Es wußte, daß der Doctor ihre Schwester und diese ihn wieder liebhabe, daß aber niemand davon etwas wissen dürfe. Otto von Schlottheim, der Bräutigam der Schwester, hatte sie immer wie ein dummes, vorlautes Kind behandelt, sie ohne Grund ausgezankt, sie fortgeschickt, wenn sie sein Alleinsein mit Anna etwa gestört hatte. Sie hatte ihn nie leiden mögen, sie haßte ihn aber, seitdem sie Augenzeuge davon gewesen, wie er jüngst auf dem Corridor, der zu ihrem Zimmer führte, die Kammerjungfer Lisette umarmt und geküßt hatte. Sie suchte eine Art Vermittlerin zwischen Karl, dem ihr seit der ersten Erinnerung ihrer Kindheit immer freundlichen, und der lieben Schwester Olga zu spielen, und wußte immer Gelegenheit zu schaffen, beide, wenn auch indirect, in Verbindung zu bringen. So auch heute. Sie hatte der Schwester die Epheuranken in die Hand gedrückt, damit Olga diese nicht nur halte, sondern auch ihr die auserlesensten und

passendsten Zweige herreiche. So war diese eigentlich selbst mit Kranzwinderin. Die Comteß würde sich zu jeder andern Zeit diesem Geschäft mit stiller Lust hingegeben haben, jetzt stand aber der ihr unausstehliche Adonis von Heustedt, der Deichgräfe Lübrecht vor ihr, sie mit den fadesten Schmeicheleien überhäufend oder durch zudringliche dumme Fragen zu Antworten zwingend. Heloise zankte die Schwester denn auch oft genug aus, daß sie ihr Geschäft nachlässig verrichte, daß sie ihr unpassende Ranken gebe, bald zu lang, bald zu kurz, und wußte immer wieder die Aufmerksamkeit derselben auf das eigene Kunstwerk an Karl's Kopfe und damit auf diesen selbst zu lenken. Nach unsern heutigen ästhetischen Begriffen muß es freilich mehr komisch als schön ausgesehen haben, den Epheukranz geflochten in das gepuderte und zum Zopfe zusammengebundene Haar; allein die Mode beherrscht auch Schönheitsbegriffe.

Claasing hielt es nicht modegemäß, die Braut zu unterhalten, er hatte sich zu dem Platze begeben, wo Landraths und Baron Bardenfleth mit ihren Familien lagerten, als herrsche unter ihnen die vollkommenste Freundschaft, und unterhielt die Baronin mit Médisancen. Anna erklärte, ins nahe Holz gehen zu

wollen, um Epheu zu holen und die Musik besser als im Zelte zu hören.

Die Musik hatte sich nämlich vor dem Rittersitze in einiger Entfernung vom Lagerplatze der Gesellschaft aufgestellt, um von hier der Blechmusik einen mildern Ton zu geben.

Otto von Schlottheim folgte Anna erst von fern, dann, nachdem er ihre Richtung im Holze sich gemerkt, auf einem großen Umwege und überraschte sie an einer Buche auf das Moos gesunken, den Kopf gegen den Baum gelehnt, in schweren Thränen. Er warf sich leidenschaftlich zu ihren Füßen nieder, ergriff ihre Hand und machte eine pathetische Liebeserklärung, von dem Schicksal der Herzen, die sich einander zuneigten, von der Grausamkeit der Opfer, die ein hoher Stand erheische, von dem ihn durchdringenden Glauben, daß eine so reine und vollkommene Seele, als die Anna's, einen gemeinen Aventurier, wie Claasing, nicht liebe, sondern durch die Heirath nur die Freiheit der Situation erreichen wolle, die allen schönen Frauen gebühre, in verworrenen schwülstigen Phrasen redend.

Anna erhob sich stolz. „Herr Graf“, sagte sie, „vergessen Sie nie, daß Sie der Verlobte der Comteß Olga, der Reinsten der Reinen sind, und daß ich die

verlobte Braut des Gestütmeisters Claasing bin, eines Cavaliers, der meine Ehre zu schützen wissen wird, gegen jedermann.

„Ich verbiete Ihnen, mir zu folgen“, fuhr sie fort, indem sie ging.

In das Zelt der Gräfin war indeß die Nachricht gedrungen, daß die jüngere Gesellschaft sich in den Salon des Rittersitzes zurückziehe, wo der Tanz beginnen sollte, und daß die Gräfin selbst mit dem Marquis dahin aufgebrochen.

Heloise hatte soeben den letzten Zweig in den Kranz um Karl's Haupt geschlungen, sie sprang auf, holte einen Toilettenspiegel, der nirgends fehlte, wo die Gräfin war, vom Tische und hielt ihn Karl vor. — „Schön, wie ein Apollo“, sagte sie und klatschte in die Hände. „Aber nun, lieber Doctor, müssen Sie mir einen großen Gefallen thun, und mir vorher in die Hand versprechen, daß Sie es thun wollen.“ Karl versprach es. „Nun, so müssen Sie diesen Kranz heute bis zum Abend aufbehalten und mir und der Schwester zum Andenken aufbewahren, dann aber müssen Sie mit meiner Schwester die erste Menuet tanzen.“

Olga erröthete bis in den Nacken; Karl stand auf und verbeugte sich vor ihr, wie um ihre Zustimmung bittend, Kuno Lübrecht stand verdutzt da. Da ergriff

Heloise Olga's Hand, zog sie aus dem Zelte und flüsterte ihr ganz leise ins Ohr: „Du darfst dem Doctor ganz gut sein, er ist dir auch gut, und dein Bräutigam ist ein abscheulicher Mensch, der gestern Abend die Lisette im Corridor geküßt hat.“ Die Schwestern gingen voran, die beiden jungen Herren folgten; Karl, chapeau bas, Kuno, innerlich wüthend, daß er selbst so ohne alle Berücksichtigung geblieben.

Es sammelten sich nach kurzer Zeit die sämmtlichen Frauen und die jungen Mädchen wie die jüngern Herren; einige der ältern Herren blieben auf den Lagerplätzen liegen, um zu rauchen, so der Landrath und der Baron.

Otto von Schlottheim gesellte sich zu ihnen, nöthigte sie in das Zelt der Gräfin und ließ von dem kalt gestellten Champagner, den er habe zurücksetzen lassen, weil er für die Canaille zu gut sei, herbeiholen.

Anna war von Kuno Lübrecht zur Menuet geführt, der Marquis ließ es sich nicht nehmen, die Gräfin zum Tanze aufzufordern, welche, ihren rothen Kreppshawl abwerfend, einen so tadellos schönen Nacken zeigte, daß in der Baronin Bardenfleth die alte Eifersucht erwachte und sie der Landräthin zuflüsterte, sie möge einmal sehen, ob die Gräfin sich den Nacken geschminkt oder gepudert habe.

Man hatte Menuet, Quadrille, eine Ecossaise und einige Hopser getanzt und wollte eben zum Walzer antreten, als Graf Schlottheim, der Landrath und der Baron, sämmtlich etwas sehr laut und offenbar weinselig, in den Salon eintraten. Karl hatte Anna aufgefordert und Olga jeden Tanz nach der Menuet abgeschlagen, als der Graf auf das Paar losstürzte, und im Begriff, seinen Arm um Anna's Taille zu schlagen, flüchtig sagte: „Erlauben Sie, mit Ihrer schönen Tänzerin zu hospitiren?" — „Recht gern", erwiderte Karl, „wenn ich selbst erst getanzt habe, und Sie dann die Dame selbst um Erlaubniß bitten."

„Hoho!" lachte der Graf hoch auf, „viel Prätensionen auf einmal!" In diesem Augenblick fing aber Anna an, zum Walzer einzuspringen und Karl's linke Hand zu ergreifen, wobei sie den Grafen so von sich stieß, daß er in die Arme des Landraths flog, welcher mit der Baronin Bardenfleth um einen Tanz zu parlamentiren schien. „Nicht so eilig, nicht so hitzig, junger Freund", sagte dieser lachend, „wenn Sie absolut tanzen wollen: hier meine schöne Nachbarin, welche mit Ihnen lieber herumfliegen wird als mit mir herumzukriechen." Und in der That, das schien auch die Meinung der Frau Baronin zu sein, sie flammte auf, warf einen feurig schmachtenden Blick auf den Grafen, senkte dann

schüchtern jungfräulich das Auge, den Antrag zum Tanze erwartend, der nicht ausblieb.

Otto von Schlottheim brauste mit der Baronin davon, als wolle er alles übertanzen, was ihm im Wege stehe, zog dieselbe dabei immer näher an sich, sodaß es beinahe schien, als wolle sich während des Tanzens Lippe mit Lippe berühren. Olga, die den ganzen Vorgang aus nächster Nähe angesehen hatte, verließ den Saal und ließ durch Heloise, die der Schwester folgte, die gnädige Frau Mutter bitten, nach Hause gehen zu dürfen, da sie seit mehrern Stunden an Migräne leide.

Die Gräfin brach nun auch auf, sie fürchtete von der Roheit des Grafen noch schlimmere Auftritte. Kuno Lübrecht hielt es für seine Pflicht, als Entrepreneur der Partie, der Comteß seinen Arm zu bieten; Heloise eilte zu Karl und bat um seine Begleitung. Claasing führte die Braut. Graf Schlottheim erklärte, er wolle sich noch amusiren, erst in der Kühle habe das Tanzen Interesse. Er machte der Gräfin eine kalte Verbeugung, von der Braut selbst nahm er gar nicht Abschied.

Aber es trat ein übler Umstand ein, an den man nicht gedacht. Die Wagen der Gräfin waren um mindestens eine Stunde später bestellt. Olga bat die Mutter, daß man den nähern Fußweg wählen und zu

Fuß gehen möge. Es war ein sehr schöner Abend, die Sonne noch nicht untergegangen, man konnte, wenn man bis zum kleinen Slut an der Weser ging, dann quer auf dem sogenannten Milchwege durch das gräfliche Tief- und Hochwiehe, bequem in einer halben Stunde das Heuthor des Parks erreichen, während der Fahrweg, der sich in umgekehrter Richtung als die Weser selbst nach Grünfelde hinzog, um das Doppelte weiter war. Der Marquis sprach zu, und die Gräfin, die seit Jahren keinen so langen Fußweg gemacht hatte, sagte galant, bei einer so guten Stütze, als der Herr Marquis Bontemps sei, werde sie das Wagniß übernehmen.

Als man aus dem Garten auf eine Brücke, die über einen zur Zeit wasserleeren Graben führte, in die Wiese trat und dem Landungsplatze näher kam, stellte sich ein neuer Begleiter mit dem zärtlichsten Ungestüm ein, von dem man gar nicht wußte, woher er kam. Das war das Lieblingshündchen der Gräfin, ein kleiner, ganz schwarzer Wachtelhund, direct von den Lieblingshunden der Stuarts stammend, Piccolo mit Namen. Piccolo, den man im Schlosse wohlverwahrt glaubte, mußte der Spur der Gräfin nachgelaufen sein, er war naß und schmuzig und konnte nur mit harten Worten abgehalten werden, den rothen Kreppshawl der Gräfin

durch Anspringen zu beschmuzen oder gar durch Anfassen zu zerreißen. — Die Karavane wurde durch Claasing und Anna eröffnet, denen folgte der Deichgräfe mit der Comteß Olga, Heloise und Karl, die Gräfin und der Marquis. Man hatte nicht daran gedacht, daß der Weg im Sommer durch Hachelwerk gesperrt war, sonst würden doch wol lieber die Wagen erwartet sein, indessen war Claasing geschickt, die Schwapen auseinanderzuschieben, soweit sie verschiebbar waren — und das war auf der ganzen Strecke der Fall, solange die Weser zur Seite floß, da die Weiden und Wiesen nach Hengstenberg gehörten und die Einwohner dieses Orts den Weg zugleich als Milchweg benutzten. Piccolo durcheilte die Strecke hundertmal, indem er von der ersten im Zuge, Anna, zurück nach der Gräfin und so wieder nach vorn eilte, immer kläffend. Nach zehn Minuten bog man aber in einen öffentlichen Triftweg, der das Eigenthum der Hengstenberger und Heustedter schied, und ging nun auf das gräfliche Tiefwiehe zu.

Hier angekommen, war das Hachelwerk nicht mehr zu schieben. Der öffentliche Weg hörte hier auf, fing an, ein Schleichweg zu werden, da der Milchweg nur von Heustedt her benutzt werden durfte. Nachdem aber Anna flink wie ein Kätzchen mit Hülfe ihres Führers

über das fünf bis sechs Fuß hohe Hachelwerk, welches eine Lücke im Knick ausfüllte, gestiegen war, folgten die andern unter Lachen und Scherzen; nur die Ueberkunft der Gräfin selbst machte Schwierigkeiten. Sie verlangte, daß erst sämmtliche Herren bis auf Claasing überstiegen, dann kam ihr von jenseit des Hachelwerks Karl zu Hülfe, während Claasing sie hob und der Marquis sich in eine malerische Positur setzte, um sie in seinen Armen zu empfangen. Man befand sich nun auf einem etwa vierzig bis funfzig Morgen großen Weideterrain, das nach drei Seiten von hohen, fünf bis sechs Fuß breiten Weißdornhecken umgeben war, nach der vierten Seite aber an die Weser grenzte. Es war diese große gräfliche Weide an die Einwohner der Oststadt verpachtet und wurde größtentheils als Viehweide, zum Theil aber auch zum Mähen benutzt. Ziemlich vom Wege entfernt, mehr als tausend Schritt nach Süden, dem Steinwege zu, weideten achtzig bis hundert Kühe; ein Hirt saß am Wasserzuge, der das Hochwiehe von dem Tiefwiehe schied, und flocht grobe Weidenkörbe. Die kleine Gesellschaft zog sorglos weiter nach Westen zu, wo die Sonne hinter den Bäumen des Parks sich zum Untergehen anschickte und den ganzen Himmel mit einer glühenden Farbenpracht bedeckte. Die verschiedenen Paare waren entweder mit sich oder mit Anschauen des Himmels beschäftigt

und hatten eine ihnen von Südost drohende Gefahr kaum bemerkt. Piccolo nämlich, der sich früher unter dem Hachelwerk durchgedrängt hatte, ehe nur Anna sich hinübergeschwungen, schien die Procedur des Ueberkletterns gelangweilt zu haben, er hatte eine Excursion nach dem ruhig weidenden Rindvieh gemacht und dieses durch sein beständiges Kläffen und Hin- und Herrennen zu einem Aufstande und einer strategischen Vereinigung in Verfolgung des Hundes gereizt. Die Kühe suchten den armen Piccolo, der die Gefahr nicht zu ahnen schien, in einen Kreis einschließen zu wollen, während er den Anführer, den Bullen neckte, der ihn mit zur Erde gesenktem Kopfe verfolgte. Plötzlich war Piccolo eingeschlossen, aber schnell die Gefahr erkennend, durchbrach er den Kreis an seiner schwächsten Seite, Schutz suchend bei den Menschen, bei seiner Herrin. Nun aber stürzte die ganze Heerde, der wüthende Ochse voran, auf die Fußgänger los, welche erst, durch das Gebrüll und die Ankunft des kläffenden Piccolo aufgeschreckt, die Gefahr sahen, als die Heerde kaum noch hundert Schritt vom Milchwege entfernt war. Der Doctor wie der Obergestütmeister, die lange genug in dieser Gegend gelebt, erkannten die Gefahr, beide waren aber auch neben Anna die einzigen, welche Geistesgegenwart behielten. Die Gefahr aber war sehr groß und bestand in nichts

Geringerm, als daß sämmtliche Fußgänger von dem in Wuth entbrannten Viehzeuge niedergerannt und mit den Füßen zertreten wurden. Der Bulle war Piccolo schon dicht auf den Fersen, der nicht wußte, sollte er bei seiner Herrin oder bei seiner Gönnerin Anna Rettung suchen. Plötzlich bemerkte das rasende Thier den hellrothen Kreppshawl der Gräfin, verließ die Spur des Hundes, richtete den Kopf in die Höhe und machte eine Schwenkung nach rechts, wo die Gräfin noch immer die letzte im Zuge bildete.

An Flucht war nicht zu denken; rechts vom Milchwege, in der Entfernung von drei- bis vierhundert Schritt floß die Weser. Es war aber dort der Tränkplatz des Viehes, eine sich sanft in die Weser hineinziehende Sandbank, und man sah das Vieh im heißen Mittage hier zu hundert Stück in die Weser waten. Hinter den Fußgängern waren es fünfhundert Schritt bis zum Hachelwerke, über das sie gestiegen; vor ihnen, dem Hochwiehe zu, wären sie freilich geschützt gewesen, wenn sie die Brücke über dem Wasserzug und den Stiegel, der das Hoch- und Tiefwiehe trennte, hätten erreichen können; das war aber gegen tausend Schritt entfernt. Piccolo, den Schwanz zwischen den Beinen, als er den Bullen nach rechts abbiegen sah, lief nach vorn zu Anna, zu ihren Füßen Schutz suchend. „Schnell

die Bestie auf den Arm", herrschte ihr Claasing zu, „und fort damit nach dem Hochwiehe." Er sprang zurück, um der Gräfin zu Hülfe zu eilen. Indeß war ihm Karl schon zuvorgekommen, er hatte dem Adonis Kuno, der noch immer seinen pariser Todtschläger in der Hand trug, diesen aus der Hand gerissen, war zwischen die Gräfin und den Ochsen getreten und gab diesem mit dem Knittel einen solchen Schlag auf das Auge und die Nase, daß derselbe schnaubend und kopfschüttelnd vor Schmerz auf einen Augenblick wenigstens zum Stillstand gebracht wurde. Jetzt eilte auch Claasing hinzu, aber er hatte nichts zum Schutze als eine Reitpeitsche, indeß erinnerte er sich, in seiner Jugend zu Kopenhagen ein Stiergefecht nachgeahmt gesehen zu haben, und ihm kam ein glücklicher Gedanke. Er riß der Gräfin den rothen Shawl ab, faltete denselben mehrmals zusammen und warf ihn dem Bullen geschickt über die Hörner, sodaß er nun vor dem ganzen Gesichte bis zur Erde herunter schleifte. Der Bulle, durch dieses glückliche Manöver vollständig geblendet, machte seinem Unmuthe zunächst in einem durch Mark und Bein dringenden haarsträubenden Gebrüll Luft, raste sodann wie toll in kreisförmigen Bewegungen umher, dabei beständig mit dem Kopfe von einer Seite zur andern schlagend, um womöglich sich dadurch des aufgedrungenen

Schleiers zu entledigen; endlich, nach vergeblichen Versuchen zum Stillstande gelangt, fing er an, mit den Vorderfüßen in den festen Angerboden Löcher zu kratzen und dabei als Zeichen des hohen Grades seiner Wuth die gelockerte Erde hinter sich hoch in die Luft zu schleudern. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch einen der herunterhängenden Zipfel des Shawls mit gefaßt und diesen in der Mitte zerrissen; jetzt senkte er den Kopf zur Erde, um den Shawl vollends abzustreifen. Wäre ihm dies gelungen, so war es um das Leben der Gräfin und ihrer Helfer wahrscheinlich geschehen. Indeß kam diesen von zwei Seiten Hülfe. Von dem Wasserzuge her hinkte der Hirt, der im Siebenjährigen Kriege ein Bein verloren, auf hölzernem Beine mit möglichster Schnelligkeit herzu; von der andern Seite kam der Schlagtmeister Georg Schulz, ein Ruder in der Hand; er hatte die Schlagten inspicirt und war durch das Geschrei der Gräfin und des nach der Weser zu sich flüchtenden Marquis aus dem Kahne an das Ufer gelockt. Mehr als beide that aber der brave Hund des Hirten, eins jener großen zottigen Exemplare, wie man sie noch heute vielfach neben ihrem Herrn findet, und die sich sowol durch Klugheit und Gehorsam als auch dadurch auszeichnen, daß sie ihren Griff meisterhaft und so vollkommen geschützt vor den Angriffen des Thieres

ausführen, und so dasselbe fast gänzlich in ihrer Gewalt haben, jedenfalls es bei einer etwaigen Flucht aber in eine ihnen zusagende Richtung lenken. Er war, als sein Herr das nahende Unglück bemerkte und ihn aufgerufen hatte, wie ein Blitz der Heerde zugelaufen und hatte die im Halbkreise um die Menschengruppe sich drängenden Kühe mit einem Laufe in eine gerade Linie zurückgedrängt, zum Theil schon zur Umkehr bewogen. Jetzt, in dem Augenblicke, als der Führer der Heerde den Shawl abzustreifen bemüht war, biß er ihn in das linke Hinterbein, daß dieser von seinen Bemühungen abstand und sich gegen den neuen Angreifer umdrehte. Dieser aber ließ nicht los und drehte sich mit dem Gefaßten drei- bis viermal im Kreise herum, bis von der einen Seite der Hirt, von der andern Georg Schulz herbeikamen und dem Bullen der eine mit seinem Hirtenstab, der andere mit seinem Ruder einen solchen Schlag auf das Hintertheil gaben, daß der Bulle, den der kluge Hund in demselben Augenblicke losließ, auf die Heerde einstürzte. Diese machte kehrt, der Hirtenhund hinterher, um jedem störrischen Rinde oder jungen Bullen zu lehren, was Ordnung sei.

Als Claasing der Gräfin den Shawl abriß, hatte diese, obgleich er ihr zugerufen, nach dem Hochwiehe zu fliehen, noch einen Augenblick dem Kampfe Karl's

und Claasing's mit dem Ochsen zugeschaut und sich dann, den übrigen nach, zur Flucht gewendet. Anna hatte, seitdem sie Piccolo auf dem Arm trug, unaufhörlich geschrien: „Mir nach! Mir nach!" Sie hatte athemlos den schmalen Steg über dem Wassergraben überschritten, Piccolo über den Steigel geschleudert und diesen übertreten. Die andern kamen nach, Kuno an der Spitze, nur die Gräfin blieb unterwegs liegen, sie hatte den Fuß verstaucht. Die Gefahr war vorüber, und nun nahte auch der Marquis, der im Weserbusch sich verborgen gehalten hatte. Melusine wurde halb ohnmächtig von Claasing und Karl nach dem Hochwiehe gebracht. Hier waren gräfliche Arbeiter noch mit Heumachen beschäftigt; man holte einen Sessel aus dem Schlosse und trug sie dorthin, während andere Diener in die Stadt geeilt waren, den Arzt zu holen.

So endete der beau jour der Gräfin, die eine schlaflose Nacht zubrachte unter Eisumschlägen, und die das ganze Unglück dem Umstande zuschrieb, daß sie von ihrem Grundsatze abgewichen sei und sich mit der Canaille eingelassen habe.

Fünftes Kapitel.

Der chinesische Pavillon.

Die Fußverrenkung der Gräfin zog sich in die Länge, die Hochzeit, welche im Juli sein sollte, wurde bis zum 10. August hinausgeschoben. Die Gräfin war sehr ungeduldig; zum Glück für sie erlaubte es die damalige Sitte, daß Herren ohne Gêne den Damen in ihren Schlafcabineten Besuche machen durften, ja daß die vornehmen Damen die meisten Besuche im Bette empfingen, auch wol in Gegenwart von Herren Toilette machten bis auf den Unterrock. Der Marquis brachte die meiste Zeit vor dem Bette der Gräfin oder vor dem Ruhebette zu, auf dem sie sich zum Diner in den Speisesaal tragen ließ. Mit jeder Post erhielt er, oft durch Kuriere, eine große Anzahl von Briefen aus Trier, Köln, Koblenz und allen Orten, wo sich die Emigranten sammelten, und las die meisten derselben vor, welche über die Hoffnungen und errungenen Erfolge der Emigranten handelten, die im trierischen

Gebiete ein mächtiges Heer zusammenzogen und das Anrücken der Preußen mit dem Herzoge von Braunschweig erwarteten, meistens aber darauf drangen, daß der Marquis Gelder schaffen müsse. Die Gräfin dictirte dagegen dem Marquis Briefe an den eben gegraften Freiherrn Münster in Hannover, der die vorzüglichsten Connexionen am Hofe zu Braunschweig hatte, an die Geheimräthe und befreundeten Adelichen in Mecklenburg, Preußen und Hessen, in denen die Sache des Adels als eine gemeinsame dargestellt und die Empfänger gedrängt wurden, die Geldhülfsmittel unter der Adresse der Gräfin einzusenden. Sie selbst hatte dem Marquis nachgewiesen, daß sie vergeblich bei Moses Hirsch, der schon als reichster Mann in Heustedt galt, wie bei den Hofagenten in Hannover um ein Darlehn nachgesucht habe. Beide schrieben, das baare Geld sei wie von der Erde verschwunden, das Vertrauen sei so erschüttert, daß man gegen die größte Sicherheit kein Geld bekommen könne.

Nach dem Diner pflegte die Gräfin einige Stunden Siesta zu halten; gegen acht Uhr trank man Thee und spielte L'Hombre, eine Partie, bei der Karl nicht fehlen durfte. Die Gräfin hatte den Muth, mit dem er dem wüthenden auf sie einstürzenden Vieh entgegengegangen, bewundert und nannte ihn wiederholt

ihren Lebensretter, dem sie zu ewigem Dank verpflichtet sei.

Graf Schlottheim brachte viele Stunden des Tages im Hause des Barons Bardenfleth zu, in Gegenwart desselben der Tochter die Cour machend, in Abwesenheit aber seiner Frau, die sich denn auch aus Mitleid berufen fühlte, ihn über die Kälte und Sprödigkeit der Braut ohne Herz, wie sie Olga nannte, zu trösten.

Die beiden gräflichen Schwestern verkehrten, während die Gräfin Siesta hielt, die Herren rauchten oder Billard spielten, in gewohnter alter Weise mit Karl; er las vor, sie arbeiteten. Mit Anna war eine Umwandlung vorgegangen, sie war sich bewußt geworden, daß sie Claasing nicht liebe, ohne zu dem Bewußtsein zu kommen, daß sie anfange, den Verlobten der Milchschwester zu lieben. Otto von Schlottheim war nicht der Mann danach, sich durch eine Abweisung, wie er sie im Walde erfahren, zurückschrecken zu lassen; er fuhr fort, sie mit den Augen zu verfolgen; wo er sich unbemerkt glaubte, ihr Kußhändchen zuzuwerfen, ihr kleine Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, sie vor der Braut auszuzeichnen und zu loben in Gegenwart anderer. So sehr nun ihr Gewissen ihr sagte, daß das alles ein Verrath an ihrer Milch-

schwester sei, so fühlte sie sich doch dadurch geschmeichelt. Otto war ein schöner Mann, viel schöner als Claasing und viel jünger; sie phantasirte oft unwillkürlich mit diesem Bilde und entschuldigte das Denken an den Grafen damit, daß die Comteß, wie sie zu errathen glaubte, ihren Bräutigam nicht liebe, daß sie vielmehr den jungen Advocaten liebe, daß sie durch ihre Zurückhaltung, Kälte und Lieblosigkeit selbst daran schuld sei, wenn die Augen des Grafen auch solche kleine Persönchen berücksichtigten, als sie sei. In allen französischen Romanen, die sie von der Tante Hulda nach und nach entliehen oder in der gräflichen Bibliothek gefunden hatte, war eheliche Treue, besonders wenn der jüngern Dame der ältere Ehemann so aufgedrängt wurde, wie Claasing ihr doch aufgedrängt war, wie sie jetzt meinte, sehr leicht behandelt, und der Liebe ein größeres, heiligeres Recht zugestanden. Die Liebe war ja das rein Menschliche oder Göttliche, die Ehe etwas Gemachtes, Conventionelles. Alle Anklagen Jean Jacques Rousseau's gegen die Ehe, von dem sie aber nur „Die neue Heloise" und „Die Bekenntnisse" gelesen, suchte der Verstand sophistisch hervor, die Zuneigung zu dem Grafen vor dem mahnenden Gewissen zu rechtfertigen.

Als Anna in voriger Woche im „Journal des Luxus

und der Moden“ von 1792 herumgeblättert, fand sie im Intelligenzblatt, Seite LXXVIII, eine Anzeige, die sie laut lachen machte. Der Graf, welcher gegenwärtig war, fragte nach der Ursache, sie zeigte ihm das Journal, und er las: „Laura, oder der Kuß in seinen Wirkungen“, von Adelo Heinrich Geßner. Die akademische Verlagshandlung und Marino'sche Kunsthandlung in Berlin schickten dieses Buch mit folgender Empfehlung in die Welt: „An alle küssende und geküßte Mädchen, Jünglinge, Frauen und Männer! Wie häufig jetzt unter den Menschen geküßt werde und wie es mit jedem Tage zunimmt, möchte Ihnen wol weder neu noch interessant sein; aber von welcher Wichtigkeit und welchen Folgen die Küsse sind, dies hingegen war Absicht des Verfassers, Ihnen lehrreich vorzutragen, und die Herren Berger, Chodowiecki und andere Künstler haben dazu erläuternde Kupfer geliefert.“

„Demoiselle haben also Lust, sich durch Herrn Adelo Geßner und nicht durch Herrn Obergestütmeister Claasing über die Wirkungen des Küssens belehren lassen zu wollen“, sagte der Graf, froh, einen Witz auf Kosten Claasing's machen zu können. An einem der folgenden Abende aber fand Anna das Buch in

ihrem Zimmer mit goldenem Schnitt und in grünem Pergament mit aufgedrucktem Amor, der den Pfeil in die blaue Luft abschießt. Das Buch war decenter gehalten, als Otto erwartet hatte.

Inzwischen wurde die Gräfin immer ungeduldiger, theils weil sie ohne Schmerz nicht auf ihren Fuß treten konnte, theils weil das Wetter täglich schlechter wurde, Regen und Kälte im Juli zum Heizen zwangen, endlich weil sie das erwartete Geld noch nicht bekam. Sie hatte dem Marquis 2000 Louisdor versprochen, sie mußte ihrem Schwiegersohne 2000 Louisdor nach den Verabredungen mit dem Geheimrath, seinem Vater, bei der Hochzeit einbringen, damit ein Theil der Schulden desselben bezahlt, der größere Theil aber verwendet werden könne, den jungen Mann zu einer diplomatischen Mission als Legationssecretär auszurüsten; und Moses Hirsch vertröstete ihren Rentmeister von Tage zu Tage, obgleich er die ausgestellte Schuld- und Pfandverschreibung schon längst in Händen hatte. Sie bedurfte auch zur Ausstattung beider Bräute zu der Doppelhochzeit und für eigene kleine Bedürfnisse mindestens 2000 Louisdor.

Die Cartons mit Hochzeitskleidern waren längst angekommen. Als eines Morgens, der ausnahmsweise

ohne Regengüsse war, die Gräfin bei dem ersten Frühstück erfuhr, daß ihre Töchter in Begleitung des Marquis und Claasing's ausgeritten seien, kam ihr, während sie ihre Chocolade schlürfte und Piccolo, der auf ihrem Bette lag, mit in die Chocolade getauchtem Biscuit fütterte, der Gedanke, Anna in Olga's Hochzeitsanzuge zu schauen. Zwar war Anna etwas kleiner und runder als die Tochter, allein was schadete das. Die silberne Klingel, die auf dem vergoldeten Marmortischchen vor dem Bette der Gräfin sich befand, rief Kammerfrau und Kammerjungfer, Kammerdiener und Friseur herbei; Lisette, die Kammerjungfer, mußte Demoiselle Anna ersuchen, sich in das Schlafcabinet der Gräfin zu begeben, die Kammerfrau mußte die gestern aus Paris angekommenen Cartons herbeitragen. Der Toilettenspiegel wurde aus dem nebenan befindlichen Ankleidezimmer in die Stube getragen, der Friseur lief nach dem Kohlenbecken, Piccolo bellte jeden in der Thür Erscheinenden an, es war ein Leben und eine Bewegung ohnegleichen.

„Liebe Anna", sagte die Gräfin, als diese mit Sophie, der Kammerjungfer der jungen Dame, eintrat, „Madame Teillard hat Olga's wie dein Hochzeitskleid geschickt. Ich wünsche, daß du den für Olga

bestimmten Kaftan anziehst, um zu sehen, ob er meinem Geschmack entspricht; Jean, frisiren Sie Demoiselle Anna mit plattem Kammstrich nach Stirn und Ohr, drei kleine Locken hinter das Ohr und das Hinterhaar «en garbe»." Diese Frisur en garbe, d. h. mit fliegendem hintern Haar, ist uns erst im Sommer 1865 anschaulich geworden, als einige junge Französinnen und eine Engländerin auf der Promenade im Bade Kreuznach so erschienen. Indeß wollte das Publikum solche Frisur nicht sehr kleidsam finden.

Der Carton wurde geöffnet, und aus Hüllen feinen Papiers entfaltete sich ein Habillement à la Turque von weißem Atlas mit Goldstickerei. Obenauf lag eine gedruckte Reclame der Madame Teillard, welche sich die Gräfin reichen ließ und laut las, während man Anna frisirte. Wir würden unsere schönen Leserinnen erzürnen, wollten wir ihnen nicht wenigstens einen Theil dieser vier Seiten langen, elegant gedruckten Reclame mittheilen, damit sie sehen, welche Sommermoden die schönen Aristokratinnen von Paris hatten, die damals noch mit Männerherzen und dem Joujou spielten, während kaum vier Wochen später die Guillotine anfing, mit ihren Köpfen zu spielen.

Die Gräfin las nämlich:

Palais-Royal,
Galerie du côté de la rue de Richelieu.
Au Pavillon d'or, No. 41.

Magasin de Vêtemens pour Dames et pour Enfans, dans tous les genres imaginables, tant pour la parure, demi-parure, que le négligé ajusté et pour bal.

Mad. Teillard, Auteur des Robes de Fantaisie, a l'honneur de prévenir les Dames qui ont la bonté de lui donner leur confiance pour les objets de nouveau goût qu'elle a de faits, en toutes sortes de jolies étoffes en soie, pour le Printems et l'Eté, en uni, chinées, rayées, cannelées, veloutées, tactées; Pekins brodés, taffetas unis, rayés et brodés; beaux Crêpes et autres, peints par artistes, en divers sujets d'un genre neuf, sur Gazes, Taffetas et Pekins; belles Gazes Angloises de Turin, de Lyon, rayées et brochées en fortes qualités, faisant des vêtemens charmans; après en avoir usé la fraicheur en plusieurs saisons, elles servent à faire de jolies doublures légères pour les robes ouatées d'Hyver.

Etoffes pour demi-parure et négligé:

Gragrame Africaine, une et peinte, Sirsakas des Indes, Tabarin rayé, Florence rayée et unie,

Pekini rayé, satiné, Linons brodés en soie et en coton; toutes sortes de Mousselines, Basin, Linon uni, rayé, et Linon gaze de fil, pour les vêtemens négligés.

Mad. Teillard fait aussi la commission pour tout ce qui concerne la parure des dames, comme Bonnets, Chapeaux, Fleurs, Plumes, Rubans, Dentelles, Linges fins, Gants, Odeurs, Bas, Souliers etc.

Die Frisur war fertig, Jean wurde entlassen, und nun begannen die geschäftigen Hände die Toilette. Man trug damals keine Crinolinen und Reifröcke, aber tiefausgeschnittene Kleider, indeß war die Büste selbst durch den dreieckigen Fichu und den Polisson verhüllt. Dies war der erste Gegenstand des Ankleidens. Die Brust war bis an den Hals in einen durchsichtigen Polisson von Milchflor, oben mit Blonde garnirt, gehüllt. Ueber diesen bauschte sich leicht ein Fichu von geblümtem Flor. Ein feines Unterkleid von Musselin festigte diese Verhüllung. Dann wurde der atlassene Rock angelegt, an dem eine mäßig lange Schnepptaille saß, die hinten zugeschnürt wurde. Doppelt goldene Stickerei, dazwischen ein Streifen handbreiter goldener Fransen schmückte Rock und Taille.

Der Kaftan selbst hatte Aehnlichkeit mit den damals modischen, aber häßlichen Herrenfracks, die bis auf die Fersen hinabreichten, nur daß er keinen so häßlich umgeschlagenen Kragen hatte. Vielmehr bedeckte ein kleiner, steifer Kragen, mit schmalen Goldfransen besetzt, nur von der Gegend an, wo hinter dem Ohre die Haarlocken herunterfielen, von einem Ohre zum andern, den Hals. Von diesem Kragen aus war der Kaftan vorn ganz ausgeschnitten, sodaß die ganze schöne, in Flor eingehüllte Büste Anna's frei hervortrat. Unter der Herzgrube trat der Kaftan beinahe zusammen, aber nicht ganz, er wurde vielmehr von zwei goldenen Oliven und Schlingen zusammengehalten. Von hier war derselbe wieder nach rückwärts tief ausgeschnitten bis zu einer langen Schleppe auf der Erde, die aber nicht mehr als höchstens zwei Ellen Breite einnahm.

Der Kopfputz bestand in einem türkischen Bunde von einem langen Stück englischen Flors mit goldenen Fransen garnirt, und geschmackvoll geschlungen und geknüpft. Ein passender Fächer, weiß, mit Gold gestickt, fehlte nicht. In der Mitte desselben befand sich ein reizendes Aquarellgemälde; eine schöne, hochgeschürzte Schäferin, die in verführerisch nachlässiger Stellung an einer Quelle eingeschlafen ist, wird von einem im Rosenbusche verborgenen Amor mit dem Pfeile bedroht,

hinter dem Rosenbusch aber schaut ein steiffrisirter und gepuderter, aber schöner Männerkopf hervor.

Der Kaftan stand der schönen Blondine himmlisch, wie Lisette und Sophie hundertmal wiederholten; die Gräfin selbst war anderer Meinung, das Gold müßte zu dem schwarzen Haar Olga's weit besser passen, obwol der rosigweiße Teint der Wangen mit ihrer pfirsichrauhen Mattigkeit gegen den Glanz des Atlas lieblich hervortrat. Aber das rothbräunlich schimmernde Haar, das leicht sich kräuselnd in üppiger Fülle bis über die Taille hinabfiel, contrastirte zu wenig mit dem reichen Goldbesatze. Ueberhaupt bildete der Anzug keine Folie, sondern er verschwand eigentlich hinter dem lieblichen Gesichte, man konnte nur dieses ansehen und vergaß alle Pracht des Anzugs.

Welche andere Erscheinung mußte Olga in dieser Kleidung machen! Das blasse Gesicht mit den großen schwarzen Augenbrauen, mit der feingeschnittenen Nase und dem schmalen Munde, mit dem blauschwarz schimmernden Haar, so dachte die Gräfin.

Inzwischen ließen sich vor dem Portal des Schlosses Huftritte und lautes Sprechen vernehmen, die Cavalcade war zurückgekehrt, und schon stürmte Heloise auf das Schlafcabinet der Mama zu, um ihr bon jour zu sagen. Anna eilte ins Nebenzimmer, man wollte

die Angekommenen überraschen, und die Ueberraschung gelang in so großem Maße, daß Otto von Schlottheim eine ganze Zeit die Braut des Obergestütmeisters wie bezaubert anstierte und die ganze Umgebung um sich zu vergessen schien.

Olga bat nun so lange, bis Anna einwilligte, auch das eigene Brautkleid anzulegen. Dies war ein gleiches Kleid, nur von anderm Stoff, von Gaze, Krepp und dem feinsten Linon, mit leichter, weißer Stickerei, mit Zwirnfransen besetzt. Der türkische Bund war von Musselin und garnirt wie der Kaftan. Das Kleid hob Anna's Schönheit unbedingt noch mehr hervor, man machte von allen Seiten Anna und der Gräfin wegen ihres Geschmacks Complimente.

Bei dem zweiten Frühstück, zu dem sich die Gräfin in den Gartensalon tragen ließ, sagte der Marquis: „Excellenz, ein heute empfangener Brief benachrichtigt mich, daß mein Freund, der berühmte Maler Monsieur Pierrot, der das Porträt Marie Antoinette's für Versailles gemalt, in Hannover angekommen ist, émigré natürlich. Sie sollten diese Gelegenheit nicht versäumen, für Ihre Familiengalerie die Porträts der Comteß und ihrer Gespielin aufnehmen zu lassen. Ich schicke heute noch Briefe nach Hannover, soll ich Monsieur Pierrot nach hier beordern?“

Die Gräfin ergriff dieses Mittel zu einer neuen Abwechselung in dem einförmigen Leben, zu dem sie durch das Vertreten des Fußes verdammt war, mit größter Bereitwilligkeit. „Sie liebenswürdigster Marquis“, äußerte sie, „haben immer die charmantesten Einfälle, und wenn Sie gestatten wollen, daß ich auch Ihr eigenes Bild meiner Galerie einverleiben darf, zum Andenken an die Tage, in denen Sie mir meine Leiden in diesem kleinen Neste versüßten, so beeilen Sie die Ankunft Ihres Freundes, soviel es geht, ich werde Befehl geben, Appartements für ihn in Bereitschaft zu halten.“

Nach vier Tagen war der Maler Mr. Pierrot im Schlosse und hatte die reichlichste Beschäftigung, denn es blieb nicht bei der Porträtaufnahme der jüngern Welt für die Galerie und en miniature auf Elfenbein für Olga und Anna selbst, sondern auch die Gräfin hielt sich noch hinreichend schön, dem Marquis als Revanche eine goldene Dose mit ihrem Porträt zu verehren. So schwanden denn die Tage bis Anfang August rasch dahin.

Anna war in den letzten Tagen des Juli noch mehr zerstreut als früher. Sie hatte jüngst, als ausnahmsweise ein Sonnenblick einmal den Aufenthalt im Freien gestattete, ein Gespräch des Malers und des Marquis

belauscht, welches sie in hohem Grade aufregte, als sie sinnend in einer dunkeln Fichtenlaube saß, die in dem Bosket, das zum chinesischen Pavillon führte, so versteckt war, daß sie, obgleich unfern von zwei Gängen belegen, doch den meisten Schloßbewohnern unbekannt war.

Seit etwa zehn Jahren war man mit dem chinesischen Pavillon lange nicht mehr so geheimnißvoll als früher; es war ein jedermann sichtbarer Weg durch das Dickicht um denselben herum gebahnt, die Läden waren im Sommer regelmäßig offen und jedermann, der zum Geheimpark Zutritt hatte, hatte auch Zutritt zu dem chinesischen Zimmerchen des Pavillons. Die Gräfin hatte, als sie zuerst dieses Zimmer vor der Familie erschloß, erklärt, der Großvater habe nach einer testamentarischen Bestimmung die hintern Räume des Pavillons vermauern lassen, sodaß nichts übriggeblieben sei als das eckige Zimmerchen. Man glaubte das. Der Aufenthalt in dem chinesischen Zimmer war im Sommer der Lieblingsaufenthalt der jungen Damen gewesen, weil es blos von der Morgensonne berührt wurde, während welcher Zeit die eisernen Vorklappen geschlossen wurden, sodaß es am Nachmittage das kühlste Plätzchen mit der lieblichsten Aussicht auf die weite grüne Aue bot. Mit der Eröffnung des chinesi-

schen Zimmers hatten sich die Gerüchte über den Pavillon, deren wir im Anfange unserer Geschichte erwähnten, verloren.

Monsieur Pierrot kam mit dem Marquis von dem chinesischen Pavillon, den er zum ersten mal sah. „Worauf sinnen Sie, mein Herr?" fragte der Marquis. „Ich denke nach", entgegnete der Maler, „wo ich diesen Pavillon schon gesehen! Ha, da fällt es mir ein, im Château . . . . . ." Anna verstand den Namen nicht, „des Duc d'Orleans habe ich einen Pavillon gesehen, der diesem so ähnlich sieht als ein Ei dem andern. Derselbe war damals, wie mir der Herzog, er sei verflucht, der Jakobiner, erzählte, von einem Engländer in der Zeit der Regentschaft erbaut. Aehnliche chinesische Spielereien wie hier. Aber der Herzog drückte an einer Feder, die unter einer dieser Spielereien saß, und die Mittelwand senkte sich, eine, des Regenten würdige Wolluststätte that sich auf."

„Die Zeit der Regentschaft", erwiderte der Marquis, „mag etwa übereinstimmen mit der Zeit, wo dieser Pavillon gebaut ist, ich werde nachforschen."

Die neugierige Eckernhäuserin nahm sich das Gleiche vor. Sie hatte drei Tage und drei Nächte darüber nachgedacht, wie sie ungestört auf eine oder einige Stunden in das chinesische Zimmer gelangen könne;

denn wenn der Pavillon auch nachmittags nach dem Diner geöffnet war, abends, sobald man Thee trank, ward er verschlossen, und der Haushofmeister verwahrte den Schlüssel in seiner Stube. Anna kam in der Nacht vom 1. auf den 2. August auf den richtigen Gedanken, daß der einfachste Weg der kürzeste sei. Während die Schloßbewohner auch im hohen Sommer selten vor acht bis neun Uhr ihr Bett verließen, stand sie um fünf Uhr auf, machte Morgentoilette und wartete, daß der Haushofmeister, dessen Wohnung zufällig unter der ihrigen lag, sein Fenster öffnete und den Mund ausspülte, sich kurze Zeit darauf aber mit der holländischen Thonpfeife aus dem Fenster legte und den Dampf des feinen Knasters in runden Ringen in die Luft kräuselte.

Sie ging hinunter, nahte sich dem Fenster, grüßte und bat nach kurzem Gegengruß um den Schlüssel zum Pavillon, in welchem sie gestern ein Buch liegen gelassen habe.

Der Haushofmeister reichte ihr diesen bereitwilligst aus dem Fenster, nebst dem Schlüssel zum Geheimpark selbst. Anna verschloß letztern hinter sich, der Vorsicht wegen, obgleich sie wußte, daß kein Schloßbewohner sie in dieser frühen Morgenstunde stören würde. Als sie den Pavillonshügel betrat, war die

Sonne schon hoch über dem Horizont und stach dann und wann aus dunstigen Regenwolken brennend hervor. Sie schloß die Thür des Pavillons, nachdem sie die Fenster selbst von ihren eisernen Vorhängen freigemacht hatte; die Morgensonne warf ihr volles Licht durch die Fenster gegen die hintere Wand des Pavillons, und so sah Anna, die diese Wand mit scharfem Auge beobachtete, bald, daß das in der Mitte der Wand unter Glas und Rahmen hängende Bild des Hühnerhofes nach rechts einen kleinen Schatten warf, der nicht von der Einfassung selbst kommen konnte. Sie untersuchte und fand, daß das Glas, welches sie bisher für unverschiebbar gehalten, an der rechten Seite um einen Achtel Zoll hervorstand, und entdeckte bei genauer Betrachtung oben über dem Rahmen des Bildes auch einen sehr versteckten Mechanismus, welcher das Glas von links nach rechts verschob. Nachdem das Glas geöffnet, wird der Hühnerhof mit den Fingern untersucht, und siehe da, der glänzende Schwanz des Pfauen läßt sich drehen. Unter demselben tritt ein kleines silbernes Knöpfchen hervor, nicht größer als eine Erbse. Anna dreht und dreht an demselben, sie versucht es wenigstens. Endlich drückt sie und siehe da, die Wand verschwindet vor ihren Augen in der Tiefe.

Vor sich fand sie eine sammtene rothe Portière,

die sie auseinanderschlagen mußte, um in dem dunkeln Raume, der sich vor ihr aufthat, einiges Licht zu bekommen, denn es fielen nur spärliche Sonnenstrahlen durch die Stuccaturarbeit des Tempels. Anna entdeckte aber etwa in der Mitte des nur schwach erhellten Gemachs am Fuße einer noch nicht deutlich hervortretenden plastischen Gruppe das damals allein übliche Feuerzeug, ein Perlmutterkästchen mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefelfäden, daneben Wachskerzen. Nachdem sie letztere angezündet, verwehrte sie der Sonne ihren Schein, verschloß die Fenster und fing an, den ihr unbekannten Raum zu untersuchen.

Sie fand vor sich einen sechseckigen Raum, der dem Raume des chinesischen Pavillons durchaus entsprach. Dagegen waren zur rechten wie linken Seite noch zwei dreieckige, durch Portièren verdeckte Räume, die in spitzen Winkeln gegen die in die Erde versenkte Mittelwand, der Achtecksseite der Außenwand, durch welche die Thür in das sogenannte chinesische Zimmer führte, entsprach, eingeschlossen, sodaß der Pavillon eigentlich vier Räume bildete, zwei sich entsprechende Sechsecke und zwei Dreiecke. Die Wände waren ringsum mit rothen Sammtvorhängen verdeckt. In der Mitte des Zimmers stand eine Art Altar, darauf eine Marmorgruppe, Venus den Mars besiegend. Von der Mitte des Zimmers,

das auch kein Oberlicht empfing, sondern nur oben neben der Decke nach allen Seiten kleine Luftöffnungen hatte, die nach außen in der Stuccaturarbeit verborgen gehalten wurden, hing ein vielarmiger Candelaber mit Wachsstöcken herunter. Um besser sehen zu können, zündete Anna die zehn oder zwölf schon angebrannten Wachskerzen an, die den dunkeln Raum hinreichend erleuchteten.

Ein Zug an zwei über der Eingangsportière hängenden Quasten, und die Sammtvorhänge zogen sich von den drei Seitenwänden ab und in den Ecken zusammen und auf hellblauem Seidendamast traten drei große Gemälde in reichgeschmücktem goldenen Rahmen hervor.

Auf der Hinterwand sah man eine gut ausgeführte Copie der Venus von Tizian. Links hing eine von Cignani selbst angefertigte Copie seines Joseph und der Potiphar, rechts eine Diana von Diez.

Drei Ottomanen von rothem Plüsch mit zahlreichen Ruhekissen von gleichem Stoff standen unter den Seitenwänden.

Zog man die Sammtdraperie von dem Dreieck zur Rechten, so fand man in einem eleganten Eckbort eine reiche Bibliothek französischer und englischer lasciver Romane mit und ohne Illustrationen. In dem untern Raume einer Schieblade befanden sich Kupferstiche in

großer Menge; aber Anna hatte die Schieblade kaum geöffnet, als sie dieselbe wieder zuschob. Das Dreieck zur Linken verbarg hinter seiner Portière ein reizendes Büffet mit reichem Flaschenkeller, die Etiketten verriethen, daß hier feuriger Syrakuser, gelber Samos, Burgunder, Madeira, Rheinwein von Rüdesheim und Rauenthal und Champagner auf Entkorkung harrten; fein geschliffene Gläser und Krystallschalen, aus denen man die Olympier Ambrosia schlürfend darzustellen pflegt; Bestecke von vergoldeten Löffeln und silbernen Gabeln standen auf den Börten. Eine volle Biscuittorte und zwei andere Torten, ein Teller mit jenen vor kurzem erst in Rom erfundenen Bonbonnières à l'antique angefüllt, stand da; das waren eßbare antike Gemmen; ein olympischer Jupiter, eine Leda, Minerva, Venus in verschiedenen Stellungen, Bacchantinnen, Satyrn und allerlei derbere an Saturnalien erinnernde Scenen waren aus Zucker dargestellt, zum Theil mit süßem Liqueur und Kirschwasser gefüllt. Alles deutete darauf hin, daß man hier in der nächsten Zeit ein Fest feiern wollte neben dem Altar der Venus und des Mars.

Anna wurde es unheimlich im Pavillou, das Blut stieg ihr in den Kopf, Phantasie und Verstand rangen miteinander um die Oberhand. Letzterer siegte. Sie verlöschte die Lichter, zog die sammtnen Vorhänge über

die Bilder, löschte endlich das Licht, was sie am Fuße der Marmorgruppe gefunden, und schlüpfte durch die Portière in das chinesische Zimmer, riß die Thür auf und athmete in frischer Luft. Es war ihr wie in jenem Volksliede, sie phantasirte, sie sei der Ritter Tanhäuser und sei aus dem Venusberge entflohen.

Anna fand an der Stelle, wo die eiserne Wand in die Erde gesunken war, einen Knopf hervorstehen, sie trat darauf, und bald erhob sich aus der Erde die Wand mit allen ihren Bildern und fügte sich so anschließend an den Fußboden wie in die Decke, daß man auch nicht die kleinste Ritze wahrnahm. Die eiserne Wand war nach vorn mit dickem dichten Filz gefüttert, sodaß man durch Klopfen u. s. w. den dahinterbefindlichen leeren Raum nicht erkunden konnte. Anna verschloß den Pavillon, brachte den Schlüssel zu dem Haushofmeister, in dessen Stube Moses Hirsch schon seit einer Stunde wartete, um bei der Gräfin vorgelassen zu werden. Die noch immer Aufgeregte versprach dafür zu sorgen, daß dies geschehe, sobald die Gräfin demi parure gemacht. Diese hatte aber, ihre Chocolade im Bett schlürfend, kaum erfahren, daß Moses Hirsch ihr Aufwartung machen wollte, als sie denselben in ihr Schlafcabinet beschied. Moses Hirsch erschien mit einem schweren Beutel unter hundert Verbeugungen

und Entschuldigungen, daß er das Geld nicht früher geschafft. Aber die Louisdor seien so rar, so theuer wie noch nie, das Geld sei von der Erde verschwunden, die Furcht vor einem Reichskriege mit Frankreich mache, daß alle Geschäftsleute das Geld zurückhielten. Er legte die Rollen mit je 100 Louisdor auf dem Bette der Gräfin nieder, bis 6000 Louisdor voll waren und die Gräfin die Last des Goldes auf ihrem Körper fühlte. „Ein Goldregen von schmuziger Judenhand“, sagte sie auf französisch, als auf ihren Befehl der Rentmeister erschienen war und das Geld bis auf 2000 Louisdor, die in eine Chatoulle gelegt wurden, mit sich nahm, „aber doch ein Goldregen.“

Sie erhob sich rasch aus dem Bette und fühlte keinen Schmerz mehr im Fuße.

Als man das zweite Frühstück im geheizten Gartensalon zu ebener Erde einnahm, war die Gräfin, die sich genesen fühlte, die endlich ihr Versprechen an den Marquis erfüllen und, woran sie mit Behagen dachte, den Dank dafür empfangen konnte, in vorzüglichster Laune. Sie aß nur einige Toaste mit weichen Eiern und saß auf einem jener geschmacklos steifen viereckigen Lehnstühle, wie man sie heute noch hin und wieder bei Trödlern sieht. Jean hatte ihr in den mächtigen Chignon reichlich falsches Haar hineingeflochten, sie

stolzirte mit diesem Haar und kokettirte mit ihrem schönen weißen Arm. Sie hatte den rechten Arm — mit der linken Hand führte sie von Zeit zu Zeit Toaste zum Munde — auf eine der breiten, hochgepolsterten Armlehnen des Stuhls gestützt, die Hand in die Höhe, sodaß die weiten Aermel des gelben Nanking-Négligés bis zum Elnbogen herabfielen und einen schönen weißen Arm sehen ließen. In der Hand ihr Lieblingsjoujou, ein Geschenk der Königin Charlotte von England. Dasselbe war überaus prächtig, nicht größer als anderthalb Zoll im Durchmesser, von Ebenholz sehr elegant gebaut. In der Mitte der beiden äußern Seiten war auf jeder Seite ein ziemlich großer Diamant und um den Rand eine Einfassung von Rubinen, Smaragden, Diamanten und andern Edelsteinen, sodaß das Joujou am Tage wie am Abend funkelnd auf und ab oder in die Luft fuhr, in tausend bunten Farben blitzend und glänzend. An diesem glänzenden Farbenspiele schien sich hauptsächlich Piccolo zu ergötzen, der etwa drei Schritte nach rechts von der Gräfin entfernt auf einem rothen Plüschkissen ruhte. Der Gräfin vis-à-vis saß der Marquis mit dem Maler vor einem Marmortische, beide zum zweiten male Chocolade mit dem Biscuit frühstückend. Die beiden Bräute saßen in einer Fensternische, mit Tapisseriearbeit beschäftigt, Anna den Kopf

voll Pavillonsphantasien, Olga zum hundertsten male das Schicksal erwägend, das ihr an der Seite eines rohen ausschweifenden Mannes, den sie nicht liebte, im Gegentheil haßte, bevorstand. Otto von Schlottheim gab sich allein mit ganzer Seele dem Lunch hin; er hatte kaltes Roastbeef, Schinken und Eier zu seinen Sandwichs, wie man die Butterbrote nach englischer Manier titulirte, und von dem Sherryvorrath in weißer Caraffe hatte er die Hälfte schon vertilgt.

Heloise lagerte zu den Füßen der Mutter auf einem Ruhekissen und besah die Modekupfer des „Journals für Luxus und Moden" von Bertuch und Kraus. Es war ziemlich leblos im Salon, da jeder mit sich beschäftigt schien. Deshalb fing denn auch die Gräfin an, dem Piccolo, der das auf- und abgehende Joujou mit starren Blicken beobachtete, dieses in schräger Richtung beinahe bis an seine Nase entgegenzuschleudern. Piccolo fuhr wie wüthend von seinem Plüschkissen auf, aber ehe er zu sich kam, war das Joujou schon wieder in der Hand der Gräfin. Diese setzte die Neckerei gegen den Hund so lange fort, bis das Kläffen desselben die zartbesaiteten Nerven des Marquis angriff und er das Privatgespräch mit dem Maler abbrach und der Gräfin selbst seine Aufmerksamkeit zuwendete.

„Directe Nachrichten vom Hofe", sagte er, „be-

stätigen, daß Se. Majestät je länger je mehr des Veto-Königthums überdrüßig wird, was schon längst die Ansicht der erhabenen Königin war. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Majorität der National-versammlung auf einen Schattenkönig oder selbst auf Republik hinaus will. Die bessern Kräfte aus der Constituirenden Versammlung, die wenigstens noch ein Königthum wollen, haben sich durch übel angebrachte Großmuth selbst ausgeschlossen. Aber noch sind treue Seelen gewonnen: Narbonne, General Lafayette u. a. haben die loyalsten Versicherungen gegeben; der König bereut die Rücknahme des Vetos gegen das Emigrée-edict, er hat die heiligsten Versicherungen gegeben, sein Veto gegen das Priesteredict nicht zurückzunehmen. Das genügt uns vorläufig, denn die eidestreuen Priester sind ein unersetzlicher Schatz; sie fühlen den Raub der Canaille durch den Verkauf der Kirchengüter gleich dem Adel, sie haben alle Dummen, und ihre Anzahl bildet ja immer die Mehrheit, auf ihrer Seite. Erobern wir Paris, so muß, das steht unter allen Umständen fest, der schwache König zu Gunsten seines jüngern Bruders dem Throne entsagen, und an Mitteln, die Canaille zu knebeln, wird es dann nicht fehlen."

Die Gräfin, der Maler und der Marquis besprachen dieses Thema noch weitläufiger. Man stritt

schon darüber, wie Pétion, Manuel, Marat, Robespierre und andere Jakobiner vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Endlich sprang Heloise auf, schmiegte sich an die Mutter und sagte: „Ma chère maman, une grande partie de joujou!" Die Gnädigste lächelte zustimmend. Heloise sprang zur Schwester und Anna, zum Marquis und dem Maler, der sie selbst in diesen Tagen unterm Pinsel hatte, dieselben zum Aufbruch auffordernd. Nur Otto von Schlottheim forderte sie nicht auf; er schenkte sich selbst den Rest des Sherry ein und folgte den übrigen die Treppen hinauf in den großen, nach Westen gelegenen Speisesaal — der Maler entschuldigte sich, da er die letzten Uebermalungen zu besorgen habe. — Der Saal hatte sechs Fenster mit einer Aussicht auf alte, hohe Eichen und Buchen, welche verhinderten, die Weser, die gegenüberliegenden Deiche derselben und die Deichmühle zu erblicken. Jacques setzte zunächst vor jedes Fenster einen Stuhl, weich gepolstert, belegte, die Fenster öffnend, die norddeutscher Sitte ungewohnt nach innen zurückgeschlagen wurden, die Fensterbänke mit weichen Polstern und präsentirte dann der Gesellschaft einen Korb mit Joujous, die mindestens dreimal größer als das Spielzeug waren, womit die Excellenz bisher gespielt; man kniete auf den Stühlen und lehnte sich aus den Fenstern.

Dagegen waren auch an allen diesen Joujous Schnüre von etwa funfzehn Ellen Länge. Die Gräfin wählte das nördlichste Fenster, im nächsten Fenster placirte sich der Marquis, in dem darauffolgenden Olga, dann Heloise, Otto von Schlottheim und Anna. Die Joujous fielen bei den langen Schnüren bis auf den Grandboden unter dem Schlosse, wenn man sie nicht zeitig in die Höhe schnellte; hierauf zu achten, darin bestand eben die höchste, die alleinige Kunst des Spiels. Heloise commandirte, wie ihr französischer Tanzlehrer dies bei der Quadrille und den Contretänzen zu thun pflegte, aber mit andern Commandoworten: „Hoch! Nieder! Halb! Ganz! Schräg! Vorwärts!“ Otto von Schlottheim zeichnete sich dadurch aus, daß er sein Joujou nicht mit den Fingern, sondern mit den Zähnen spielte und daher alle Bewegungen durch ein Rücken des Kopfes hervorbringen mußte, was Heloisen zum lautesten Lachen Veranlassung gab.

Dieses Lachen war wieder Ursache, daß Otto sein Joujou zur Erde sinken ließ und es nun mit bloßen Kopfbewegungen nicht wieder in den Gang bringen konnte, was zur großen, allgemeinen Belustigung der ganzen Gesellschaft beitrug. Das sogenannte große Spiel wurde aber dadurch gestört und die Gräfin sagte: „Paar um Paar.“ Sofort wendete der Marquis

der neben ihm knienden Gräfin das Gesicht, die älteste Tochter dem Marquis den Rücken zu, sich der Schwester zuwendend. Der gräfliche Bräutigam blickte der sich ihm zuwendenden Anna in die Augen. Nun spielte jedes Paar für sich, aber in der That hörte das Spiel auf, abgesehen von den beiden mittlern Fenstern, wo Olga und Heloise ihre Joujous gegeneinanderschleuderten und die eine das Spiel der andern durch einen solchen Gegenstoß zu unterbrechen und zu hemmen suchte, während sie selbst Herr des Joujous blieb.

In den beiden nördlichen Fenstern begann ein Augenspiel zwischen der Gräfin und dem Marquis, während das Fingerspiel mit dem Joujou nur mechanisch betrieben wurde. Der Marquis seufzte und klagte die Gräfin als grausam an, bis sie ihm zuflüsterte, daß sie ihm die versprochenen Gelder für die Sache des Königthums und der Ordnung acht Uhr abends im chinesischen Pavillon behändigen werde.

In den beiden südlichen Fenstern erklärte Graf Schlottheim der ihm gegenüberknienden Braut des Obergestütmeisters, daß er nur sie liebe; er beschwor sie, ihm um fünf Uhr nach dem Diner in der Rosenlaube des Geheimparks eine Zusammenkunft zu gewähren.

Inzwischen war ein Bedienter erschienen, um die Gräfin zu fragen, ob sie erlaube, daß die Tafel gedeckt

werde. Das Spiel wurde unterbrochen. Die Gräfin sagte: „Meine Damen, machen Sie Ihre Toilette, die Herren mögen sich im Billardzimmer oder wo sie wollen amusiren.“

Anna schrieb einige Zeilen auf feines Papier und gab den Brief nach Versiegelung einem der Dienerschaft zur schleunigen Besorgung an Doctor Haus.

Das Diner war trotz der vortrefflichen Schüsseln langweilig; die Damen klagten über das ewige Regenwetter, obgleich heute die Sonne die Oberhand behalten hatte, über Schlaffheit und Migräne; die Herren waren in politische Gespräche vertieft, so wenig Geschmack Otto von Schlottheim auch solchen abgewinnen konnte. Der gekühlte Champagner allein hob gegen Schluß der Tafel die Stimmung.

Die Gräfin zog sich zur Siesta zurück, der Maler nahm Heloise an die Hand, die allein munter und aufgeregt geblieben war, um sie in sein Atelier zu führen. Anna flüsterte Olga einige Worte zu, Graf Schlottheim erklärte, eine Pfeife rauchen zu müssen, der Marquis hatte Briefe zu schreiben.

Im Kopfe der aufgeregten Eckernhäuserin hatte sich bei dem dritten Glase Champagner, das Graf Otto ihr aufgenöthigt, ein Plan entsponnen, der abenteuerlich genug aussah. Sie wollte es zwischen der Comteß und

dem Doctor zu einer Erklärung bringen; wenn Olga sich der Liebe zu Karl entschieden bewußt war, so brach sie mit dem aufgedrungenen Bräutigam und sagte noch vor dem Altare „Nein", und wenn Graf Otto sie so glühend liebte, als er es ihr in den letzten Tagen tausendmal versichert, war es so unerhört, daß ein Graf eines Bauers Tochter heirathete?

Sie führte Olga auf dem nächsten Wege nach dem chinesischen Pavillon, wo der Doctor infolge eines Billets von Anna schon seit langer Zeit mit dem Schiller'schen Kalender für Damen in der Hand wartete. Die Comteß spielte mit ihrem Joujou. Während sich beide vor dem Pavillon begrüßten, trat Anna in diesen, setzte die Maschinerie der Wand in Bewegung, zündete die Wachskerzen der Armleuchter an und schlüpfte dann durch die Portière zu dem stummen Liebespaare. „Ihr werdet staunen", sagte sie, „ich habe das Geheimniß des Pavillons entdeckt, kommt und schaut." Anna drängte Karl und Olga durch die Portière, dann sagte sie zu den erstaunt sich Umschauenden: „Hier bleibt ihr eingeschlossen, bis ihr euere Herzen gegeneinander ausgetauscht, euch gesagt habt, daß ihr euch liebt", und damit schlüpfte sie unter der Portière durch, trat auf den Knopf, die Wand senkte sich hinter der Portière, Karl und Olga waren eingeschlossen.

Der Doctor ließ sich auf ein Knie nieder und stammelte: „Olga!“ sie bückte sich zu ihm herab, hob ihn empor und senkte den Kopf an sein Brust; zum ersten male berührten seine Lippen die ihrigen. „Setzen wir uns“, sagte die Comteß und legte ihr Joujou aus der Hand; der Damenkalender war längst Karl's Händen entfallen und lag auf dem weichen Teppiche des Fußbodens. „Wir lieben uns“, sagte Olga, „ich habe es seit meiner Kindheit gewußt, wir lieben uns, ohne uns angehören zu können. Ich habe auch das seit lange gewußt, allein wer kann die Macht der Sitte und verrotteter Gewohnheit brechen, ungestraft brechen? Wir müssen resigniren, wir müssen uns in das Schicksal fügen, welches die Kluft des Ranges und Reichthums zwischen uns gelegt hat.“

„Aber Olga, es ist keine göttliche Ordnung, es ist Menschenwerk, und Menschenwerke können wir zerbrechen!“

„Vielleicht könnten wir das, mein mir über alles Theuerer, allein wo ist die Insel Felsenburg, nach der wir uns zurückziehen könnten? Ich habe das Thema oft und reiflich durchdacht, selbst an eine Flucht nach Amerika mit dir gedacht, denn ich fürchte und hasse die Roheit des mir Aufgedrungenen. Mich schreckt nur Eins zurück, denn die Brücke, welche mit der sogenannten

guten Gesellschaft mich verbindet, würde ich leicht hinter mir verbrennen. Wir würden eine Flucht nie bewerkstelligen können, ohne uns durch ein gemeines Verbrechen zu entehren. Ich selbst besitze außer einem Familienschmuck, den die Mutter verwahrt, kein Vermögen, mein Vater starb überschuldet, du, mein Geliebter, bist arm, lieber will ich das Schlimmste erdulden, als der Mutter auch nur einen Groten entwenden."

Karl sah ihr in die Augen, die schwarzen leuchtenden, und lehnte seinen Kopf an ihre Brust. So saßen sie lange zusammen, still und stumm in gegenseitigem Anschauen versunken.

„Du, Karl", hob Olga an, „mußt dir einen größern Wirkungskreis suchen, mache es zu deiner Lebensaufgabe, die Vorurtheile, Gesetze und Sitten, die uns trennen, zu bekämpfen, zeige dich als Mann, werde groß, nütze deinem Vaterlande, daß ich mich meiner Liebe zu dir freuen kann, daß ich stolz sein kann, wenn dein Name genannt wird. Ich bleibe dir treu, jener wird mir angetraut, aber nie mein Mann, nie mein Geliebter."

Während so keusche Liebe sich offenbarte, hatte Graf Otto, überzeugt, daß Anna im Geheimpark sei, diesen betreten, das Thor hinter sich verschlossen und harrte ungeduldig in der Nähe der Rosenlaube.

Endlich sah er Anna eiligen Schritts kommen, verbarg sich hinter einem Jasminbusch, und als Anna vorüberging, umfing er sie von hinten, bedeckte ihren Mund mit feurigen Küssen und führte sie auf eins der verstecktesten Moosbänkchen. Er zog die sich nur schwach Sträubende auf seinen Schos, bedeckte Mund, Hand und Busen mit heißen Küssen und flüsterte ihr ins Ohr: „Sei mein Weib, mein süßes Weib."

Der Hochaufgeregten schwanden die Sinne, hatte er nicht gesagt, sie sollte sein Weib werden? Sie glaubte sich berechtigt, seine Küsse zu erwidern, doch wie lange dachte sie überall noch! Die Sinne errangen bald die vollkommenste Herrschaft über sie.

Die Gräfin konnte keine Ruhe finden, das Zimmer, obgleich der Sonnenschein des heutigen Tages kaum die wochenlange Kälte zu vertreiben vermocht hatte, kam ihr zu warm vor, Piccolo hörte nicht auf zu kläffen und nach der Thür zu laufen; er wollte offenbar seinen Spaziergang machen, Vögel jagen, in der Graft baden, kurz, nicht mehr im Zimmer bleiben. Die Gräfin that ihm seinen Willen. Sie fand zu ihrem größten Erstaunen die Thür zum reservirten Park verschlossen; aber sie hatte noch einen andern verborgenen, nur ihr bekannten Eingang. Da, wo der Park in einem spitzen Winkel mit der Brücke über das große Slut zusammen=

hing, war eine kleine Thür im eisernen Gitter, die sich auf den Druck einer Feder öffnete. Sie wollte wissen, was im Park vor sich ging, denn das Verschlossensein war nichts Zufälliges. Um unbemerkt zu kommen, mußte sie sich vor allem des Schweigens ihres Piccolo versichern; sie lockte ihn an sich, nahm ihn auf den Arm, schmeichelte und streichelte ihn und ging die ihr wohlbekannten Wege zu jenen Lauben und Hütten, in denen sie selbst so oft gekost und geliebt hatte.

Sie ging so vorsichtig, daß man ihren leichten Schritt nicht vernahm, und kam dem Liebespaare so nahe, daß die Liebesschwüre, Tröstungen, Küsse, die ihr Schwiegersohn der „Bauerdirne", der „domestique" gleichsam gab, deutlich vernehmen konnte. Kam sie früh genug, Anna vor Schuld zu bewahren?

Die Gräfin kehrte den Weg, den sie gekommen, wieder zurück, und als sie weit genug entfernt war, um nicht zu überraschen, ließ sie Piccolo vom Arme und nahm ihr Joujou aus der Tasche, auf einem Umwege wieder nach dem Orte des Rendezvous einbiegend. Piccolo eilte springend und bellend dem Orte zu, wo er seine Gönnerin Anna wußte; diese riß sich aus der Umarmung des Grafen mit dem Ausrufe: „O Gott, o Gott, die Gräfin! Halten Sie dieselbe auf, ich beschwöre Sie um des Himmels willen", und davon

stürmte sie in rasender Eile, dem Pavillon zu. Das Halstuch war ihr entfallen, der Milchflor der Brustkrause zerrissen, die Agraffe von geschliffenem Stahl, welche den Chignon in die Höhe hielt, fiel während des Laufens. In wilder Hast stürzte sie den Berg zum Pavillon hinan, öffnete das Glas vor dem Hühnerhofe, drückte die Feder, und die Wand sank in die Tiefe.

Sie riß die Portière auseinander und stürzte halb ohnmächtig in den hintern Theil des Pavillons. „Fort! fort!" rief sie athemlos, „die gnädige Mama, die Excellenz naht!" Olga saß noch wie früher neben Karl und hatte den Kopf an seine Brust gelehnt, ihr schweres Herz durch Thränen erleichternd. Das Paar hatte noch nicht einmal die Marmorgruppe beschaut, viel weniger die Vorhänge vor den Bildern hinweggezogen. Man eilte in das chinesische Zimmer, und Anna ließ die Wand emporsteigen. Olga hatte ihr Joujou liegen lassen, Karl seinen Schiller'schen Damenkalender. Wer konnte bei der Hast, mit der Anna drängte, daran denken?

Erst als man im hellen Zimmer angekommen war, sahen die Eingeschlossenen den wüsten Zustand, in welchem sich Anna's Toilette befand. „Aber Anna, wie siehst du aus, wer hat dein Fichu so zerrissen, wo ist deine Haarapproche, wie glühst du?" Die so An-

geredete warf einen Blick in den Toilettenspiegel und erschrak über ihr Aussehen. Mit Hülfe Olga's wurden Haar und Polisson geordnet, dann ging sie, um Halstuch und Agraffe zu suchen, der Gräfin, welche ihr mit Otto von Schlottheim entgegenkam, auf einem Nebenwege ausweichend.

Der Graf verabschiedete sich vor dem Pavillonhügel, die Gräfin stieg diesen nicht hinan, sondern ließ sich gedankenvoll in jener kühlen Fichtenlaube nieder, in welcher Anna vor kurzem das Gespräch des Marquis mit dem Maler belauscht hatte.

Als Karl und Olga in dem chinesischen Zimmer sich allein sahen, schloß Karl die Heißgeliebte noch einmal in seine Arme, küßte sie stürmisch und nahm Abschied, als wolle er auf ewig scheiden. Er selbst wußte nicht, was mit ihm geschehen, seine kühnsten Wünsche waren erfüllt, die hoffnungslos Geliebte hatte ihm ihre Gegenliebe gestanden, zugleich aber mit Klarheit darauf hingewiesen, daß an ein Weiteres nicht zu denken sei; er fühlte sich glücklich und unglücklich zugleich.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, als die Gräfin, gefolgt von einem Diener, welcher die Chatoulle mit den 2000 Louisdor trug, sich dem chinesischen Pavillon näherte. Sie ließ die Fensterladen verschließen und den Bedienten sich entfernen, dann

öffnete sie die Wand, um die Vorbereitungen zum Empfange des Marquis zu treffen.

Wie sehr erstaunte sie, auf dem Divan das Joujou Olga's, auf der Erde den Damenkalender von Schiller zu finden. Sie dachte das Schlimmste, denn sie bemaß die Tochter nach sich selbst.

Sechstes Kapitel.

Der 10. August.

Unser junger Freund hatte nach der Pavillonscene keine Ruhe finden können; vergeblich hatte er sich aus seiner Werther-Stimmung durch Studium des „Faust" in ein bischen mephistophelische Laune zu schwingen gesucht; sein Lieblingsbuch konnte ihn nicht fesseln, er las nicht, er träumte nur, selbst wenn er laut las. Er wanderte die Nacht bald in seiner Stube, bald trotz Regen und Kühle im Park herum, brütend über das Ziel, das ihm die Geliebte gesteckt, sie, die er bisher als eine olympische Göttin geliebt, jetzt zugleich als Heilige anbetete. Er sollte einen größern Wirkungskreis suchen; er sollte in die Räder der Weltgeschichte eingreifen.

Das war leichter gesagt als gethan; zwar glaubte man damals in Deutschland ziemlich allgemein, jeder, oder etwas Großes wirken und schaffen wolle, müsse

Jurist sein, und wer Jurist sei, der stehe ganz von selbst mit auf der Leiter, an der die Ehrgeizigen emporkletterten. Er war Jurist, er hatte viel gelernt, hatte sich mit Staats- und Völkerrecht, mit Geschichte und Statistik beschäftigt; er wußte viel mehr als seine Collegen in Heustedt, und war doch ein schlechter Advocat; das fühlte er selbst. Was nützte ihm sein Wissen, da es ihm am Können fehlte, da ihm die Fähigkeit mangelte, dieses Wissen aller Welt verständlich zu machen, in das Leben überzuführen, den Bedrängten und Rechtsuchenden Recht zu schaffen, den Reichen, den Bedrängern, den Geldmachern, dem zu Recht gewordenen Unrechte, den Schlauköpfen und Chicaneuren gegenüber! Um ein tüchtiger Advocat zu sein, mußte er alle kleinern Künste und Schleichwege, wodurch ein Scheinbild des Rechts aufgestellt wurde, dem guten und wahren Rechte gegenüber entlarven können, den Richter gleichsam moralisch zwingen können, das Recht zu finden und zu sprechen. Das konnte er aber nicht.

Was half es ihm, auf der untersten Sprosse der Leiter zu stehen, auf der man emporklimmen konnte? Die Leiter reichte nicht mehr bis oben hinauf, wie zur Zeit des ersten Kurfürsten, wo ein Grote die Geschicke des Landes in der Hand gehabt; sie war nicht eine, sie war eine dreifache. Die, auf deren Stufen er stand,

reichte nur sehr mäßig in die Höhe, und oben angekommen, war für einen kühnen Springer wol die Möglichkeit vorhanden, auf die zweite Leiter, auf der das Staatsdienerthum bis zum Wirklich Geheimen Secretär oder Geheimen Justizrathe, höchstens bis zum Oberappellationsrathe emporstieg, zu gelangen, aber der Sprung war mit Lebensgefahr verbunden und es bedurfte immer einiger freundlichen Hände, den Kühnen dort zu empfangen und ihm Platz zu machen.

Die dritte Leiter, die zum Olymp selbst reichte, war von der zweiten aber so weit entfernt, daß auch Harras, der Springer, nicht gewagt haben würde, seine Geschicklichkeit zu versuchen; zudem fand sich unter den sich auf dieser Leiter hinaufbewegenden Geheim- und Kammerräthen, Gesandten, Generalen und Feldmarschällen keine einzige helfende Hand, sondern nur abwehrende. Wer diese Leiter besteigen wollte, mußte adelich geboren oder mindestens Bastard aus fürstlichem Blute sein.

Zum Staate konnte der heustedter Advocat in nähere Beziehung nicht treten, wenn von solch einem Dinge überall geredet werden konnte, da die Staatseinheit der acht und mehr verschiedenen Fürstenthümer und Grafschaften lediglich in der Personeneinheit des Regenten, der zugleich der König des mächtigsten aller europäischen Reiche war, bestand. Das Dienerthum bildete eine

eigene Art beinahe erblicher Genossenschaft, in die das Eindringen ohne die bedeutendste Connexion unmöglich war. Eine Volksvertretung gab es nicht; die Vertreter in den einzelnen Provinziallandschaften waren geborene Vertreter, mindestens war jede Vertretung an einen wenn auch noch so geringen adelichen Grundbesitz mit castrum (d. h. mit einem irgend bewohnbaren Gebäude) oder an das Amt eines Bürgermeisters gebunden. Und was konnte selbst der tüchtigste Ritter in einer solchen Provinziallandschaft wirken? Was der Bürgermeister einer kleinen Stadt oder eines Fleckens?

Karl konnte nur in Einer Art im Sinne Olga's wirken und schaffen: er mußte Schriftsteller werden oder Stellung an einer Universität suchen. Aber über welchen Gegenstand sollte er schreiben, damit er berühmt werde? War nicht alles, was er wußte, Stückwerk? Fanden sich nicht in jeder Branche Leute, die ihn weit überragten? Und während er ein Buch schrieb, wovon sollte er leben? Journalisten, im heutigen Sinne des Worts, die wie Pilze aus der Erde wuchern und über alles mitsprechen, ohne von dem Wenigsten nur wenig zu verstehen, gab es damals in Deutschland noch nicht, und die Anfänge eines solchen Journalistenthums, wie „Das graue Gespenst" und andere Schriften von Rebmann und Genossen, waren nicht sehr ermuthigend.

Sollte er nach Paris gehen, um dort sein Glück zu versuchen? Er hätte die Mittel, um sich ein Jahr dort aufzuhalten, durch Verkauf seiner Bibliothek und der von der Mutter ererbten Mobilien wol zusammenbringen können; aber so viel Zeit gebrauchte er mindestens, um mit den französischen Verhältnissen überhaupt vertraut zu werden, und was sollte er dort in Zeiten der größten Aufregung mit seinem in Göttingen erlernten Wissen?

Ach! er hatte niemals erfahren wie in dieser Nacht, wie leicht es sei, sich in Denken, Gefühlen und schönen Empfindungen über die Menge emporzuheben, wie schwer aber eine äußere Stellung über der Menge sich zu erobern, wie schwer auf die Menge einzuwirken, sie zu erziehen, zu bessern, zu belehren. Ermüdet und ermattet und doch ohne Schlaf klopfte er trotz unfreundlichen Wetters früh vor Sonnenaufgang den Schlagtmeister Georg Schulz wach und bat, ihn die Weser hinabzufahren. Hinter dem Schloßgarten und der Deichmühle entkleidete er sich und schwamm in Begleitung des Kahns nach Hengstenberg hinunter und kehrte mit der aufgehenden Sonne erfrischt nach Hause zurück.

Im Wasser wurde ihm klar, daß er nicht wie bisjetzt sich mit dem Strome treiben lassen dürfe, wollte er Olga's würdig bleiben, daß er vor allem Heustedt

verlassen und um jeden Preis dahin streben müsse, in der Hauptstadt eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung zu bekommen. Voll Hast wurde nun mit Hülfe des Schreibers begonnen, die unerledigten Acten zu ordnen und eine Menge auf die Ruhe der Ferien verschobener Arbeiten zu erledigen, alle Dinge zu einem gewissen Abschlusse zu bringen, sodaß er zu jeder Zeit zur Abreise gerüstet wäre.

Auch Olga brachte den größten Theil der Nacht schlaflos zu; sie hatte resignirt. Sie, die noch niemals gegen die Mutter Opposition gemacht, vielmehr gewohnt war, deren Willen zu folgen, sie wußte, daß ein Widerstreben zu nichts anderm führen würde, als Eclat zu erregen, den sie nach englisch-aristokratischem Sinne über alles haßte; aber sie wollte dem Grafen Schlottheim morgen offen erklären, daß sie ihn nie lieben, daß sie nur äußerlich seine Gattin sein, ihm aber stets fremd bleiben werde; wolle er sie unter dieser Bedingung zum Altar führen, so werde sie eine gehorsame Tochter sein und niemals weder den Namen Wildhausen noch Schlottheim mit einem Titelchen Schande bedecken.

Anna nahm die Sache am leichtesten; sie hatte sich seit Tagen schon die Situation in ihrem Köpfchen so zurechtgelegt, daß sie als ein Opfer erschien. Sie beruhigte ihr Gewissen damit, daß sie Karl und Olga

beglückt habe, wenn auch nur für kurze Zeit; Claasing gegenüber war sie sich keines Vergehens bewußt. Er, der Herzoginnen und Königinnen geliebt hatte, wie hätte er von ihr fordern können, daß er ihre erste und einzige Liebe sei? Er war, das hatte sie in den letzten Tagen erst recht empfunden, ein alter Mann gegen sie, und die Ehe, so hatte die Gräfin ihr ja versprochen, sollte ihr erst die volle Freiheit schaffen. Sie träumte davon, wie sie Claasing am kleinen Finger lenken werde; träumte von einem Leben voller Wonne und Vergnügen,

Melusine von Wildhausen war aus dem Pavillon mit goldleerer Chatoulle heimgekehrt, aber nicht mit leerer: das Joujou ihrer Tochter und der Schiller'sche Kalender für Damen nahmen die Stelle der Goldrollen ein. Der Marquis hatte sich von ihr zugleich beurlaubt, er könne die Hochzeitfeier nicht mehr mitmachen; sein königlicher Herr, Graf von Artois, rufe ihn. Melusine hielt die Tochter natürlich für schuldig, wie konnte sie anders? Alle Umstände sprachen gegen dieselbe. Die Sache an und für sich fand sie mehr entschuldbar als verdammungswürdig; empört war sie nur darüber, daß die Tochter das Geheimniß des Pavillons entdeckt habe, besorgt nur darüber, daß Graf Schlottheim vor der Hochzeit von dem Verhältnisse derselben zu dem Advocaten eine Ahnung bekomme, besorgt vor irgendeinem

Eclat. Es mußte jener sofort entfernt werden. Da kam ihr plötzlich ein glücklicher Gedanke; sie schrieb die halbe Nacht verschiedene Briefe, von denen der eine noch durch den Marquis selbst an den Grafen von Münster, der sich derzeit am Hofe von Blankenburg aufhielt, besorgt werden sollte. Dann legte sie sich ruhig schlafen und schlief bis tief in den Morgen den Schlaf des Gerechten.

Der verzweifelte Advocat hatte bis Mittag geordnet, geschrieben, der Schreiber Rechnungen extrahirt, diese sollten der Wirthin Krummeier und andern Gläubigern des erstern cedirt werden, um die Forderungen statt seiner einzucassiren und sich damit bezahlt zu machen, als ein Bedienter aus dem Schlosse bei ihm eintrat, ihm Schiller's Kalender für Damen, eine feine Rolle mit Gold und einen Brief der Gräfin Melusine brachte. Letztere schrieb:

„Herr Doctor!

Der Ort, wo ich den anbei zurückgesendeten Kalender gefunden habe, hat mich überzeugt, daß Sie mein Vertrauen auf das höchste misbraucht haben, und daß es mir unmöglich ist, Sie wieder in meiner Wohnung zu sehen. Auch die gnädige Comteß Olga kann ein Wiedersehen nicht wünschen. Ich mache Ihnen keine Vor-

würfe, Sie haben mein Leben gerettet, früher das Leben meines Kindes retten helfen, aber wir sind quitt.

Ich wünsche, daß es Ihnen künftig wohlergehen möge und daß Sie aus den engen Lebenssphären eines so kleinen Orts herausgerissen werden. Dazu bietet sich eine günstige Gelegenheit. Mein Freund, der Hof- und Kanzleirath Graf von Münster, hat mich unlängst beauftragt, ihm einen tüchtigen Mann als Privatsecretär zu engagiren. Ich hatte auf die Empfehlung Sr. Excellenz des Geheimraths von Schlottheim Sie empfohlen und erhalte heute die Einwilligung des Grafen. Sie werden neben freier Station ein Gehalt von hundert Louisdor jährlich beziehen und werden diese um vierzig Louisdor vermehrt, sobald der Herr Graf eine ihm zugedachte Mission ins Ausland übernimmt. Sie werden England und, wenn Paris den Rebellen und Aufrührern entrissen wird, Frankreich und Paris, sonst vielleicht Spanien oder Rußland mit dem Grafen besuchen und Ihre Carrière wird gesichert sein. Empfangen Sie hierneben das erste Jahresgehalt und halten Sie sich bereit, heute Abend, wo eine Equipage von mir nach Hannover fährt, abreisen zu können. Bis zur Rückkehr des Herrn Grafen von Münster aus Blankenburg wollen Sie in Ahles' Schenke Quartier nehmen. Keinen Dank; Sie werden allein durch schweigende Annahme

der von mir gemachten Offerte und prompte Ausführung meiner Wünsche vergessen machen können, was Sie verschuldet.

Melusine, Comteß de Wildhausen,
geb. von Alvensleben."

Karl wußte nicht, was er sollte. Sein erster Gedanke war, der Gräfin zu schreiben, sich gegen den Verdacht, den sie ungerechterweise gegen ihn hegte, zu vertheidigen, das Sachverhältniß aufzuklären, die Offerte und das Geld zurückzusenden. Schnell war ein Brief angefangen und zur Hälfte vollendet, die Phrasen von ungerechtem Verdachte u. s. w. waren mit Leichtigkeit und Gewandtheit im Stile, wie Don Carlos und Marquis Posa sprechen, auf das Papier niedergeworfen, allein wie er mehr zu der Sache selbst kam, wollten die Worte nicht mehr fließen. Wie sollte er, ohne Anna zu verrathen, seine Anwesenheit in dem Innern des chinesischen Pavillons erklären? Was warf ihm die Gräfin überhaupt vor? Misbrauch des Vertrauens; war es aber solches nicht, daß er, der Bürgerliche, gewagt hatte, der jungen Gräfin seine Liebe zu erklären, daß er das Geständniß der Gegenliebe entgegengenommen und die Versicherung ewiger Treue; daß sie an etwas anderes gedacht hätte, daß sie Schlimmeres vorausgesetzt, als vorgekommen, ließ sich nicht mit Gewißheit

aus den Zeilen folgern. War das, was er gethan, nicht schon genug, um von Misbrauch des Vertrauens reden zu dürfen?

Der Brief ward zerrissen, um mit weniger Pathos und weniger übersprudelnder Empfindsamkeit von neuem angefangen zu werden; aber auch dem zweiten Briefe wollte es nicht glücken, den Beifall des Schreibers zu finden. Voll Verzweiflung sprang Karl auf und schleuderte den Damenkalender, den er für den Urquell seines Unglücks hielt, in die Ecke, dann nahm er die in feines Papier gefaßte Goldrolle und warf sie in das Zimmer, daß sie auseinandersprang und die Goldstücke nach allen Seiten in der Stube herumrollten. Diese That, so unbedeutend, wie ohne Ueberlegung, im halben Zornesrausche gethan, entschied über seinen Entschluß und sein Schicksal. Als Karl die Goldstücke zusammensuchte und das zerrissene Röllchen von der Erde aufnahm, sah er, daß dies mit dem gräflich von Alvensleben'schen Wappen gesiegelt war. Er kannte das Siegel wohl, die Gräfin trug dazu den Ring an der eigenen Hand, und es war ein sicheres Zeichen, daß sie selbst die Rolle verpackt und gesiegelt hatte. Konnte er ihr eine eröffnete Rolle, eine anders gesiegelte zurückschicken? Auf welche Gedanken hätte das die Gräfin führen können? Das Bücken und Suchen nach den in alle Winkel der Stube

zerstreuten Goldstücken wirkte ernüchternd auf ihn. Als er endlich, nach beinahe halbstündiger Bemühung, hundert Stück Louisdor wieder in ein Packet zusammenrollen konnte, kam ihm der Gedanke, daß er so viel Geld noch nie auf einmal besessen habe, und damit der andere, daß ihn das Schicksal hier gleichsam auf den Weg, den er zur Gründung einer andern Existenz die ganze Nacht vergeblich gesucht, hinstoße. Er hatte den Namen Münster in jüngster Zeit oft nennen hören, als im Juni der Reichsvicar Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern, das uredle Geschlecht der Freien von Münster in den Grafenstand erhob. Die Gräfin gedachte bei den Soupers und nach dem L'Hombre des jungen Herbert öfter als eines Mannes mit der größten Aussicht, eines Mannes, der eine so eigensinnige, herrschsüchtige Dame, wie ihre Jugendfreundin, die Herzogin Auguste von Braunschweig, Schwester unserer Karoline Mathilde, zu bezaubern und zu fesseln und am Schnürchen zu führen wisse, der als Hof- und Kanzleirath in Hannover den braunschweig-blankenburger Hof ganz regiere: eine Stelle im Geheimrathscollegio werde dem nie fehlen. Die Gräfin lobte Münster namentlich in Gegenwart ihres zukünftigen Schwiegersohns, um diesen anzuspornen, auf denjenigen Bahnen, die Münster betreten, sich ebenso leicht, gewandt und mit Umsicht und Schonung

zu bewegen; denn beinahe alle Eigenschaften, die sie an Münster lobte, fehlten dem nur wenige Jahre jüngern Schlottheim.

Als Privatsecretär eines solchen Mannes, eines künftigen Ministers, stand Karl schon von selbst auf der nicht mehr niedrigsten Stufe jener zweiten Leiter, zu der ihm in der Nacht der Sprung noch unmöglich war. Aber nicht diese Aussicht, Carrière zu machen, emporklettern zu können, war es, die ihn schließlich bewog, den Vorschlag der Gräfin als einen glücklichen für seine Lebensschicksale zu betrachten, sondern der Gedanke, daß die ausführende Hand eines mächtigen Mannes nicht blos Hand sei, wenn Geist hinter ihr stecke, daß er von seiner unscheinbaren Stellung aus vielleicht mehr für das Wohl seines Vaterlandes und des Ziels, das ihm Olga als Lebensaufgabe gesteckt, thun könne, als wenn er titulirter kurfürstlicher Diener sei.

Dazu kam eine andere Erwägung. Die von der Mutter hinterlassenen Mobilien verkaufen zu müssen, um den Versuch zu machen, an einem andern Orte eine neue Existenz zu begründen, seine Gläubiger mit Anweisungen auf seine Clienten decken zu müssen, das war ihm immer ein Stein des Anstoßes gewesen.

Namentlich hatte er eine förmliche Furcht vor der „leegen Zunge“ (ein Beiname, den die Frau Krum-

meier im ganzen Orte führte); er schuldete ihr für Mittagsessen und Wein, freilich erst seit Neujahr, aber doch über 150 Thaler, und sie hatte ihn unter allerlei Stichelreden von gräflichen Bekanntschaften und Freundschaften und den schlechten Gewohnheiten der Vornehmen, Bürgerliche schlecht zu bezahlen und von einem Zeitpunkt zum andern hinzuhalten, schon mehrmals gemahnt. Er sah schon dem Augenblick mit Furcht entgegen, wo er, statt mit baarem Gelde, seine Schuld mit Cessionen von Advocaturforderungen an Hans und Kunz zu zahlen versuchen müßte. Wie frei stand er da, wenn er das alte, ihm widrige Weib bis auf den letzten Pfennig mit blanken Goldstücken bezahlen und der Bedienung im Rathskeller einen Louisdor extra zukommen lassen konnte?!

Das alles wirkte dazu, daß er die Verfügung, welche die Gräfin eigenmächtig über seine Person getroffen hatte, sich gefallen ließ, sie als eine Schicksalsfügung ansah und seine Einrichtungen danach traf, am Abend abzureisen.

Er übertrug einem seiner Collegen die nicht große Praxis, übergab die von der Mutter ererbten Sachen, den größten Theil seiner Bücher und Collegienhefte der alten treuen Magd seiner Mutter in Verwahrung, bezahlte nicht ohne befriedigte Eitelkeit die Frau Krum-

meier mit Goldfüchsen, bewirthete seine bisherigen Tischgenossen mit Wein und fuhr am Abend mit der gräflichen Equipage, ohne Abschied von den jungen Damen genommen zu haben, nach Hannover.

Zu der Zeit, als Karl am andern Tage gegen Mittag etwa in Hannover ankam, fand im Sommersalon des Parks die Begegnung Olga's mit dem jungen Grafen Schlottheim statt. Der Graf schien ein böses Gewissen zu haben; er mochte glauben, die Milchschwester habe der Braut gestanden, was gestern zwischen ihnen vorgefallen war, oder dieselbe habe gar Kunde erhalten von seinem abendlichen und nächtlichen Schwärmen in der Nähe von Klein-Paris. Daß Olga auf ihn zutrat und um eine Unterredung bat, erschreckte ihn augenblicklich; das blasse Gesicht mit den großen, sich zürnend auf ihn wendenden Augen machten ihn beben. Als sie nun mit ernster, tiefer Stimme dem Grafen sagte, was sie sich vorgenommen in der Nacht, fühlte er sich erleichtert; die angeborene Frivolität gewann in ihm schnell die Ueberhand. „Gnädigste", sagte er und machte den Versuch, Olga's Hand zu ergreifen und zu küssen, der ihm mislang, da sie ihm diese mit Heftigkeit entzog, „Ihre üble Laune spricht zwar ein Todesurtheil über mich aus, ich unterwerfe mich mit demüthigem Gehorsam, aber in der Hoffnung, daß in

der Ehe Ihre Migräne schwinden und Sie den zu Ihren Füßen schmachtenden Ehemann an Ihre schönen Lippen freiwillig heraufziehen werden. Seien Sie frei und Herrin über sich selbst, wie ich mich für frei halten werde; sobald Sie über mich befehlen, bin ich Ihr Sklave."

„Das wird nie geschehen, bei Gott, nie!" rief Olga leidenschaftlich und wandte ihm den Rücken zu.

Ueber das Gesicht des Grafen zuckte ein höhnisches Lächeln; da kehrte sich Olga um, ihr Gesicht hatte das Tragische verloren; es sah gleichgültig und stumpf aus und so war auch ihre Sprache: „Apropos, noch eine Geschäftssache; ich verliere die Schwester und Gespielin meiner Jugend; ich wünsche außer meiner Kammerjungfer meine frühere englische Gouvernante als Vorleserin und Gesellschafterin bei mir zu haben, die mein Schlafzimmer, an welchem Orte wir uns auch immer aufhalten mögen, theilen soll."

„Ganz nach Befehl, meine Gnädigste", erwiderte der Graf, und man trennte sich.

Anna war gegen Claasing heute auffallend zärtlich; sie versuchte ihn an dem Finger zu lenken, wie sie die Nacht geträumt; sie gab ihm hundert verschiedene Aufträge, die sich zum Theil widersprachen.

Nachmittags beim Diner entschuldigte die Gräfin

Karl bei den Anwesenden, daß er ohne Abschied abgereist, um eine Stellung bei dem Grafen Münster einzunehmen.

„Ich habe demselben", fügte sie gegen Olga gewendet hinzu, „den Schiller'schen Damenkalender nachgesandt, dein Joujou liegt in meinem Zimmer, wo es die Kammerjungfer in Empfang nehmen kann."

Olga, die das Joujou noch gar nicht vermißt hatte, am wenigsten daran dachte, wo es geblieben, die gar nicht wußte, daß Karl den Damenkalender mit in das verborgene Gemach des chinesischen Pavillons genommen und dort vergessen hatte, sah die Mutter groß an, ohne sie zu verstehen. Anna aber ahnte den Zusammenhang und wurde roth von der Stirn bis zur Brust. Der Graf machte einen schlechten französischen Witz, und die Sache wurde nicht weiter erörtert.

Abends kamen der Vater des Bräutigams und der ältere Bruder des letztern, der künftige Majoratsherr von Schlottheim-Rabensburg, mit seiner Gemahlin, einer ältlichen, aber ahnenreichen und begüterten Dame, und einem etwa zehnjährigen Sohne, dem einzigen Kinde.

Der künftige Majoratsherr, zur Zeit Gesandter am berliner Hofe, kannte die Braut des Bruders noch nicht; er that nicht nur äußerst entzückt über ihre

Schönheit, sondern er war es auch. Kaum vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft flammte seine bisher noch nie eifersüchtig gewordene edle Gemahlin voll von Eifersucht und sah in ihrer künftigen Schwägerin eine Todfeindin, obgleich diese an dem ältern Bruder mit seinen süßlich-frommen Manieren womöglich noch weniger Gefallen fand als an dem eigenen Bräutigam.

Der Majoratserbe, Alexander Emanuel von Schlottheim-Rabensburg, war, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, mit seiner funfzehn Jahre ältern Gemahlin nach dem Willen der beiderseitigen Aeltern verheirathet, als er kaum ein Jahr die Universität, die er als Knabe bezogen, verlassen hatte. Unreif an Körper und Geist, war er einem Geheimen Kriegsrathe, der als Kreisdirectorialgesandter bei dem niedersächsischen Kreise attachirt war, als Gehülfe oder Lehrling — wir würden heute sagen als Legationssecretär, beigegeben. Schon bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II., 1786, war er aber als außerordentlicher Abgesandter in Berlin thätig. Seine Gemahlin hatte ihre ansehnlichsten Güter in Preußen und am Hofe selbst zahlreiche Verwandte. Man glaubte in Hannover und London sich nicht besser vertreten lassen zu können, und in der That alle die zahlreichen Skandale und Hofgeklatsche gelangten in der ausführlichsten Beschreibung nach Hannover und, wenn man

es dort für angemessen hielt, nach London. Die Hofcirkel, in denen Mystik, Scheinfrömmigkeit, Intriguen aller Art neben crasser Liederlichkeit die Herrschaft behaupteten; ein König, der von einer Sultanin zur andern eilte, erst dem Fräulein von Voß (Gräfin Ingenheim), dann Mademoiselle Henke, alias Madame Rietz und Gräfin — Lichtenau seine Neigung und, trotz seines Geizes, seine Verschwendung zuwendete, ein Wüstling, den letztere durch dieselben Mittel zu fesseln wußte, welche die Marquise Pompadour in ihren alten Tagen bei Louis XV. angewandt; ein König, der zu allem andern, nur nicht zur Arbeit Lust hatte, konnten keine gesunde Umgebung vertragen.

Der Majoratserbe war nur kurze Zeit Liebling der Prinzessin F. gewesen, ohne die Eifersucht seiner Frau zu erregen; jetzt war er ein fromm-lüsterner Greis von einigen dreißig Jahren. Man verbrauchte seine Kräfte leicht an diesem Hofe; die Herzoge von Mecklenburg und Weimar wußten davon nachzusagen.

Die Situation im Schlosse, wo Alexander Emanuel durch die übertriebenste Aufmerksamkeit, die er Olga zutheil werden ließ, gut zu machen suchte, was der Bruder durch zu Tage gelegte Nachlässigkeit gegen die Braut verschuldet, würde noch schlimmer geworden sein, wenn nicht in den nächsten Tagen eine immer größere

Anzahl Verwandte, namentlich Frauenzimmer aus der Familie des Bräutigams, angekommen wären. Das Schloß war bis zu den Mansardenzimmern, aus denen man selbst die Bibliothek, welche die Wonne der Kinder gewesen war, auf den Boden gebracht hatte, von Herrschaften, noch mehr von Dienerschaften gefüllt. Alle irgend überflüssigen Betten waren aus den Wohnungen von Hannover nach Heustedt geschafft; selbst der Geheimrath hatte seine Fremdenbetten geschickt. Leibdiener, Jäger, Friseure, Stallbediente mußten trotzdem in den Nebengebäuden auf Stroh schlafen. In den Corridors des Schlosses rannten sich Kammerfrauen und Kammerzofen, Friseure und sonstiges Dienstpersonal beinahe um. Es hatte eine eigene Art Feldküche für das Dienstpersonal gebaut werden müssen, worin dieses zu nicht geringem eigenen Amusement speiste, sich über die Schwachheiten der Herrschaften unterhielt, Liebeshändel anknüpfte und mancherlei Unfug trieb. Als nun gar am Tage vor der Hochzeit die Herrn Collegen des Geheimraths ankamen, war Ordnung kaum aufrecht zu erhalten, und der alte Haushofmeister nahe daran, sich aus Verzweiflung in die Weser zu stürzen. Alle gräflichen Bedienten, vom Rentmeister bis zum Küchenjungen, waren erbittert gegen die fremden Diensten, denen sie zum Theil hatten ihre Wohnungen

einräumen müssen, und die sich gegen Frauen und Töchter, namentlich aber gegen andere geliebte weibliche Persönlichkeiten die unverschämtesten Freiheiten herausnahmen. Es waren nicht mehr die Diener der Gräfin Herren, die fremden befahlen überall mit Ausnahme der Küche, wo die königlich-kurfürstlichen Köche mit ihren weißen Jacken, Schürzen und Mützen die Herrschaft zu behaupten wußten.

Das Hochzeitsfest sollte nach einem lange gehegten und gepflegten Plane nicht nur Familienfest sein; es sollte eine Verbrüderung und Verkettung des niedersächsischen Adels gegen die immer mehr überhandnehmende Revolution bilden; es sollte den durch Neid, Eifersucht, Privat- und Familienzwiste u. s. w. mehrfach zerklüfteten Adel zu einer persönlichen Besprechung und Versöhnung führen, vor allem die Wohlhabenden anstacheln, die Sache der Emigranten mit Geld zu unterstützen. Es waren dieserhalb Ritter aus Westfalen und Mecklenburg, Cavaliere vom braunschweiger Hofe, Emigranten von Köln, Koblenz und Blankenburg erschienen, selbst der junge Berlepsch war geladen.

Ein Banket sollte nach der kirchlichen Feier die Hochzeit beschließen.

So sah man denn schon am Tage vor der Hoch-

zeit, sobald nur etwas Sonnenschein durch die beständigen Regenwolken lächelte, im Park Gruppen von Cavalieren herumwandern, im eifrigen Gespräche begriffen; im Billardzimmer discutirte man, die Queues in der Hand, die häkeligsten Staatsfragen, während die Damen nicht minder eifrig die Toilettenfragen tractirten oder auf Eroberungen ausgingen.

Es war der Tag der Hochzeit, der 10. August, gekommen. Der Himmel schien zu Ehren der beiden lieblichen Bräute das Seinige thun zu wollen, er war zum ersten mal seit Wochen heiter und wolkenlos, warm und sommerlich. Am Morgen, gegen elf Uhr, nachdem von den Einzelnen oder den Zusammenwohnenden das erste Frühstück etwas eher auf den eigenen Zimmern eingenommen war, — es wurde derzeit mehr Chocolade als Kaffee getrunken — versammelte man sich im Saale zu einem patriarchalischen Acte. Hans Dummeier übergab vor der Menge und einem Gerichtshalter der Gräfin dem Schwiegersohn Claasing und seiner Tochter Anna seinen von der Gräfin Melusine relevirenden Meierhof — so war er in der vorher angefertigten Urkunde ausdrücklich benannt — sammt allem Zubehör, namentlich dem adelich-freien Lande, welches seine Frau für ihre Dienste von der Gräfin erhalten hatte, sich eine Leibzucht für sich und

seine Frau und eine Abfindung für den Sohn zweiter Ehe reservirend. Diese Leibzucht sollte nach einem Vertrage mit dem präsentirten Bräutigam der Tochter nicht auf dem Hofe selbst, sondern auf der Brinksitzerstelle des Claasing gegeben werden, und wurde dem Claasing vorbehalten, dem Sohne Dummeier's bei seiner demnächstigen Verheirathung entweder diese Brinksitzerstelle oder aber 2500 Thaler in Gold als Abfindung zu geben.

Die Gutsherrschaft acceptirte den ihr präsentirten Bräutigam als meiertüchtig, genehmigte Altentheils- und Abfindungsverschreibung und händigte darauf dem neuen Hofwirthe und dessen Ehefrau eine zweite Urkunde aus, in welcher dieselben von seiten der gnädigen Gräfin wegen der Verdienste, so sich Anne Marie Dummeier um die gräfliche Familie erworben, als frei von allem gutsherrlichen Verbande, Gefällen und Diensten erklärt wurden. Während man das junge Brautpaar und den Brautvater beglückwünschte, erschien der Haushofmeister und lud zur Einnahme des großen Frühstücks, welches im Park unter dem Zelte von 1772, worin man am Abend das Banket abhalten wollte, eingenommen werden sollte. Der Park war an diesem Tage von allen Seiten geschlossen, sodaß niemand denselben betreten konnte; an den Seiten, wo derselbe

von außen möglicherweise zugänglich gehalten wurde, hatte man Wächter angestellt — der chinesische Pavillon war schon seit längern Tagen gänzlich geschlossen, wie wir ihn 1772 sahen. — Während die Menge zum großen Zelte zog, begab sich die Crême der Gesellschaft in den kleinen Salon, wo die Ehepacten zwischen Graf Otto von Schlottheim und Olga, Gräfin von Wildhausen, förmlichst durch einen von Hannover berufenen Hofrath, der zugleich römisch-kaiserlicher Notar war, vollzogen wurden, worauf auch dieser Theil der Gesellschaft sich in den Park nach dem Zelte begab. Die ganze Gesellschaft, die sich im Park versammelt hatte, um die Ankunft der Gräfin und des gräflichen Brautpaares nebst Angehörigen zu erwarten, ehe man das Zelt betrat, war mit Ausnahme von Claasing, Anna und ihrem Vater adelicher Geburt. Nachdem auch das adeliche Brautpaar üblich beglückwünscht war, führte der Geheimrath von Schlottheim Olga, sein Sohn, der Majoratsherr, Anna zu den reservirten Ehrensitzen. Die Gräfin wurde vom Grafen Platen geführt; der Bräutigam bot der Schwägerin den Arm, Claasing selbst einer Schwester Schlottheim's. Außerdem waren Heloise und der Sohn des Majoratsherrn, Hans Dummeier und Tante Hulda die Gäste des Ehrentisches.

Man tafelte bis nach zwei Uhr nachmittags, und wenn

das Banket dem Frühstück entsprach, so konnte manche fürstliche Tafel sich schwerlich mit dem messen, was hier geboten wurde. Der Wein löste die Zungen, und bald war man an allen Tischen laut und geschwätzig, man scherzte und lachte, nur nicht am Ehrentische. Hier saß alles frostig und stumm, jeder genirt durch den einen oder andern; dazu kam ein eigenthümliches unheimliches Gefühl, das sich aus verschiedenen Gründen in der Brust der einzelnen Tischnachbarn entwickelte. Graf Schlottheim, wenn er die marmorbleiche Schönheit Olga's neben sich anschaute, machte sich Vorwürfe, seine schöne reine Pupillin einem Wüstling, als welchen er seinen Sohn kannte, geopfert zu haben; er befürchtete, daß die Ehe eine sehr unglückliche werden würde. Aber sollte sein Sohn Carrière machen, so waren die Hülfsmittel der Gräfin nöthig; den größten Theil der Majoratsaufkünfte hatte er dem ältesten Sohne bei dessen Verheirathung überwiesen, und er allein konnte den zweiten Sohn unmöglich während einer diplomatischen Carrière ohne Gehalt im Auslande unterhalten.

Der gräflichen Braut hatte sich ein dumpfer Schmerz bemächtigt; sie ängstigte sich vor der bevorstehenden Ceremonie und wünschte sich den Tod. Die Gräfin war verstimmt und unzufrieden, ohne sich eigentlich einen

speciellen Grund dafür angeben zu können. Die Abreise des Marquis Bontemps, der Fund im chinesischen Pavillon, Briefe über die wachsende Macht der Jakobiner in Paris und die zunehmende Rathlosigkeit und Schwäche des Königs mochten das Ihrige dazu beitragen; ferner der Schwall der Gäste und die ihre Voraussetzungen noch übersteigenden Ausgaben, die das Fest machte.

Anna dachte an den Unterschied, auf dem Meierhofe in Eckernhausen in der directen Umgebung des Eichenholzes an Claasing's Seite zu leben, und hier im Schlosse, wo alle Cavaliere wetteiferten, ihre Schönheit zu preisen und ihre Gunstbezeigung zu erlangen.

Claasing hatte eine sehr schlechte Nacht gehabt; er hatte geträumt mit großer Lebendigkeit von jenem Tage, als die Königin Karoline Mathilde im Schlosse zu Celle in das Gewölbe ging, wo ihr todter Lieblingspage niedergesetzt war, wo er sich vor ihr auf die Knie niedergelassen und ihr das verrätherische Geschenk der Königin Juliane überreicht hatte und Karoline Mathilde dann ohnmächtig in seine Arme gesunken war.

Der Bräutigam Otto von Schlottheim hatte am Abend vorher in Verkleidung eines Fillerknechts noch ein Abschiedsrendezvous am Ende der Weststadt gehabt; allein es war ihm nicht geglückt, das Liebchen, das seiner

dort geharrt, mit Geld oder guten Worten zu beschwichtigen; sie verlangte auf das stürmischste, er solle endlich Anstalt machen und bei dem Vater, dem Halbmeister, um sie anhalten und sie nach seiner angeblichen Heimat, nach Thedinghausen, führen. Die Entschiedenheit des Frauenzimmers imponirte ihm; er gewann nur drei Tage Zeit; das war die letzte Frist, welche die schwarze Marthe dem Fillerknecht aus Thedinghausen gesetzt hatte, seine Schwüre zu halten.

Der Majoratserbe schlief auch schlecht, er träumte vom König Saul, der ihn in den Armen der Prinzessin — nein, nur der Gräfin Rietz — fand und ihn nun zu etwas machen lassen wolle, was er eigentlich schon war.

Seine Gemahlin ärgerte die Schönheit der Bräute, neben denen sie trotz alles Schmucks der Diamanten ein Bild der Häßlichkeit blieb.

Tante Hulda war erzürnt, einen Bauer als Tischnachbar zu haben, der nichts von Versailles wußte und nichts von Paris hören wollte. Hans Dummeier aber fühlte sich durchaus unwöhnlich und unheimisch in der Gesellschaft. Nur die beiden Kinderseelen waren unbefangen. Heloise schwärmte in dem Gedanken, wie schön die Schwester und Anna in ihren Brautkleidern, der türkischen Robe, aussehen würden, der jüngere Graf

schwelgte in dem Genusse, der ihm an Speisen und Getränken noch bevorzustehen schien, nach dem Schwelgen des Augenblicks.

Endlich war das Frühstück zu Ende, und man begab sich in die Zimmer, um Toilette zu machen, zu der man nur zwei Stunden Zeit hatte. Nun begann es wieder in den Gängen des Schlosses zu rennen und zu laufen von Kammerfrauen und Kammerzofen, Kammerdienern und Bedienten, für alle Fächer gerecht, Friseuren und sonstigen dienstbaren Geistern.

Zur Schloßkirche führte neben der Sakristei ein Eingang vom Park her. Der Weg dahin war nur kurz; dennoch hielten ein Dutzend Kutschen mit prächtig costümirten Kutschern vom Schloßthore bis zur Auffahrt vor dem Portale an, um Hochzeitsgäste und Brautleute durch den Park nach der Kirche zu fahren.

Der vor dem Altare in der Schloßkirche befindliche Raum, auf dem auch zu beiden Seiten die Priechen der Gräfin standen, war etwa drei Fuß höher als das Schiff der Kirche; man hatte ihn von diesem für heute durch eine Barrière abgesperrt, da die Hochzeiter von der Parkseite in diesen Raum gelangten. Der Boden war mit feinen Teppichen belegt und das Gewächshaus aller Granatbänme und Orangen, der Garten und Gartensalon der blühenden Oleander und Rosenbäume

beraubt, um hier ein grünes Paradies vor dem Altar zu bilden.

Zwischen diese Blüten- und Blätterpracht waren für die Hochzeitsgäste Stühle gesetzt. Nachdem diese angekommen, fuhren auch die Aeltern der Brautpaare und diese selbst vor; Olga, geführt von dem Schwager, Anna von dem Chef ihres Gemahls, dem Oberstallmeister Freiherrn von Schagk. Als Brautführerinnen figurirten Heloise und noch einige junge Mädchen aus der Familie. Die Kirche war von der Thür bis zur Barrière dicht gedrängt voll Zuschauer und Zuschauerinnen, namentlich Frauen und Kinder, von den Honoratioren herab bis auf den Bettler in Klein-Paris. Man wollte die beiden Bräute in ihrem Brautschmucke sehen, von dem so viel geredet war, man wollte die Kleiderpracht der vornehmen Welt aus der Hauptstadt sehen. Die Honoratiorenfrauen und Töchter, welche auf der Emporkirche Priechen und Plätze besaßen, hatten schon seit einer Stunde in diesen gesessen, um sie später nicht von unbefugten Eindringlingen zurückerobern zu müssen. Es war schon viel Streit um die Plätze gewesen, und sehr große Unruhe herrschte in der Kirche, da der eine oder andere Knabe, der einen unsichern Stand auf einem der Plätze nach hinten gefunden, von andern, die gleichfalls emporsteigen wollten, wieder

herabgezogen wurde. Endlich hatten die Brautpaare vor dem Altar Platz genommen und im Augenblick erschien der in der Sakristei schon harrende Priester. Es wurde etwas stiller in der Kirche.

Der Prediger begann die doppelte Ceremonie mit einem Lobe auf die beiden uralten Grafengeschlechter, die sich hier nach göttlichem Gebote und löblicher Gewohnheit unserer Kirchen in den Stand der heiligen Ehe begeben wollten; nach göttlichen, natürlichen und ordentlich beschriebenen Rechten.

Er sprang dann über auf den Bauernstand, um Anna und Dummeier einige zweideutige Schmeicheleien und dem königlich-kurfürstlichen Obergestütmeister Claasing ein gänzlich unverdientes Lob in das Gesicht zu sagen.

Alles das, was wir in wenigen Zeilen referiren, dauerte bei der salbungsvollen, langsamen, mit unendlich vielen Bei- und Schmuckworten gewürzten Rede des Predigers beinahe eine Viertelstunde.

Die beiden Bräute standen nebeneinander, zwischen ihnen Heloise, die von der Schwester die linke, von Anna die rechte Hand gefaßt hatte. Die Gräfin Melusine stand zur Seite nahe dem Prediger; ihr gegenüber Graf Schlottheim, Brautführer und Brautjungfern unmittelbar hinter den Brautpaaren. Beide Bräute

hatten ihr Gesicht durch den vom Turban fallenden Schleier verhüllt und der neugierigen Menge auf der Emporkirche hinter dem Altar, die von den sogenannten Honoratiorendamen besetzt war, entzogen. Graf Otto von Schlottheim stand gesenkten Kopfes und mit zu Boden geschlagenem Blicke, während Claasing keck nach der Emporkirche vor sich und neben sich herumschaute.

Nachdem der Prediger eine Pause gemacht und in ein weißes Batisttuch gehustet hatte, fuhr er in Gemäßheit der Lüneburgischen Kirchenordnung fort:

„Geliebte in Christo, beide Braut und Bräutigam, damit ihr in euerm bestätigten Ehestande also leben möget, daß es Gott gefällig, euch und männiglich besser sein möge, so sollt ihr aus Gottes Wort vier Stücke hören, so Eheleuten zu wissen von nöthen sein.

Zum ersten:

Wer den Ehestand eingesetzt und verordnet habe, nämlich Gott selbst; denn also schreibt Moses in seinem ersten Buche, am zweiten Kapitel: Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei, Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er entschlief. Und nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er

von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen darum, daß sie vom Manne genommen ist. Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein Ein Fleisch.

Zum andern:

Hört und lernt, wie sich eins gegen den andern nach Gottes Willen soll halten.

So spricht Sanct-Paulus: Ihr Männer liebt euere Weiber, gleichwie Christus geliebt hat die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligt, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst zurichtet, eine Gemeinde, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder des etwas, sondern daß sie herrlich sei und unsträflich.

Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst, denn niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nährt es und pflegt sein, gleichwie auch der Herr die Gemeine.

Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt,

gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine Christus ist unterthan, also auch die Weiber ihren Männern, in allen Dingen.

Zum dritten:

Hört auch das Kreuz, so Gott auf diesen Stand gelegt hat.

So sprach Gott zum Weibe: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein.

Und zum Manne sprach Gott: Dieweil du hast gehorcht der Stimme deines Weibes und gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot und sprach: du sollst nicht davon essen; verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang; Dornen und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde wirst, wovon du genommen bist: denn du bist Erde und sollst zur Erde werden.

Zum vierten:

So ist das euer Trost, daß ihr wißt und glaubt, wie euer Stand vor Gott angenehm und gesegnet ist.

Denn also steht geschrieben: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie, ein Männlein und Fräulein, und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und macht sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriecht. Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Darum spricht auch Salomon: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes, und kann guter Dinge sein in dem Herrn."

Jetzt schien auch dem Grafen Otto die Geduld auszugehen. Er erhob den Kopf und sah zuerst seine künftige Schwiegermutter seitwärts vor sich stehen, gleich ihm vor Ungeduld nervös zitternd. Er sah dann höher hinauf zu der Emporkirche, in der rechts und links, theils neben, theils hinter der Kanzel, hinter den holzgeschnitzten bevorzugten Kirchenstühlen der Burgmannshöfe Frau Landräthin von Vogelsang zur rechten und Baronin von Bardenfleth zur linken mit ihren Töchtern und einem reichlichen Anhange anderer Damen neugierig hinunterschauten. Er konnte es nicht lassen, der schönen Ida von Bardenfleth mit den Augen zuzublinkern und auch mit der Mutter derselben eine

kleine Augensprache zu halten. Dann, als der Prediger an sein „Zum vierten" kam, wendete er auch den Kopf nach links und rechts, soweit es mit einer bloßen Halsbewegung möglich war; die Halsmuskeln und Sehnen mußten gelenkig sein, denn er konnte das Gesicht beinahe rückwärts bis zur Orgel wenden, zum Unglück für ihn.

Als er so hinter sich blickte, war der Prediger mit dem ihm nach der Kirchenordnung vorgeschriebenen Formular zu Ende und fragte nun: „ob jemand Einrede und gute Ursache hätte, sie fürzubringen, damit diese beiden Ehen nicht möchten vor sich gehen, daß der bei zeiten spreche, aber hernachmals schweige." Das „Schweige" des Predigers erstarb aber schon unter einem lauten, die ganze Kirche durchdringenden Schrei von der rechten Seite der Emporkirche in der Nähe der Orgel und einem auffälligen Geräusche, als wenn dort, im Rücken der Brautpaare, etwas vorfiele, wie die Ohnmacht eines Frauenzimmers etwa, welches von dem Blumendunste und dem Gedränge betäubt wäre, und dem man nun zu Hülfe eilte.

Alle Augen, außer denen der beiden Brautpaare und des Predigers, der sich eben die Trauringe von den Brautpaaren geben ließ, wendeten sich der Seite der Emporkirche zu, woher der Schrei gekommen war

und wo noch immer eine beträchtliche Unruhe und Aufregung zu herrschen schien, deren Grund man aber nicht entdecken konnte, da er sich hinter den Galerien verbarg.

Der Prediger hatte den Bräutigam eben angeredet: „Herr Graf Schlottheim, Ihr steht allhier und begehrt gegenwärtiges Fräulein, Comteß Olga von Wildhausen, zu nehmen zu Euerer Hocheheliche Frau und Euch nicht zu scheiden, es sei denn, daß Euch der Tod scheide. Ist solches noch Euers Herzens Wille und Meinung? so bekennt es vor Gottes Angesicht und in Gegenwart dieser Gemeinde und sagt: Ja.“

Der Graf Otto von Schlottheim antwortete mit einem vernehmlichen „Ja“.

Dieselbe Frage wurde dann an Claasing gerichtet. Ehe dieser aber antworten konnte, erhob sich von neuem Tumult. Es stürzte jemand die Treppe von der Orgel in wilder Hast herab; jetzt entstand unten im Seitenschiffe der Kirche Weiber- und Kindergeschrei. Ein Frauenzimmer mit langen fliegenden schwarzen Haaren und glühend schwarzen Augen, die aus einem nicht unschönen, aber von Wuth entstellten Antlitz hervorschauten, bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch die dichtgedrängte Menge der im Seitenschiffe versammelten Frauen und Kinder, riß die Barrière, welche zwischen

den Zuschauern und Hochzeitsgästen befindlich, nieder, warf mehrere Oleander- und Granatbäume, welche ihr im Wege standen, um, drang direct auf den Grafen Schlottheim ein und faßte denselben beim Arme.

Dem Prediger, der die Frage an Olga im Munde hatte, erstarrte die Rede, die beiden Schwestern traten erschreckt zur Seite auf Anna zu; die Gräfin ahnte allein den Zusammenhang, denn sie sah in die bleichen, schuldbewußten Züge des Schwiegersohns.

„Dieser da“, ruft Marthe, denn es ist unsere alte Bekannte aus der Zeit her, wo der Eisschlitten aufgebaut war — „ist vor Gott mein Mann; er hat mir die Ehe feierlichst gelobt, und ich trage sein Kind unter meinem Busen.“

„Eine Wahnsinnige!“ schreit die Gräfin. „Die Filler-Marthe!“ „Die Filler-Marthe!“ rufen eine Menge Weiber- und Kinderstimmen im Schiffe der Kirche. Die Hochzeitsgäste sind stumm und starr, nur weichen sie immer mehr aus der Nähe des Grafen-Bräutigam. Claasing aber winkt einem Gestütsknechte, der unter den Leuten der Gräfin vor der Sakristeithür stand; dieser sprang auf Marthe zu und riß sie vom Grafen los. Die gräfliche Dienerschaft leistete ihm Hülfe gegen die wie unsinnig sich Geberdende, man zerrte dieselbe der Sakristei zu. Der Bürgermeister drängte sich heran.

„Ins Loch mit der liederlichen Dirne!“ sagte er, „schafft sie in das alte Schloßgefängniß.“

„Und nun thun Sie Ihre Schuldigkeit, Herr Pfarrer“, sagte die Gräfin und zog ihre Tochter, die sich an Anna's Brust gelehnt, empor und neben den Grafen, der bleich und froststchaudernd dastand. Der Prediger hatte sich gefaßt, ihm kam die andere Formel der Kirchenordnung in den Sinn, und er führte mit großer Salbung die Sätze aus: „Der allmächtige Gott ist ein reiner, heiliger und keuscher Gott, dem alle Unzucht und schändliche Vermischung zuwider ist, und der den straft, welcher sich sündhafter Unzucht hingibt, wie der Herr soeben an einem lebendigen Beispiele gezeigt hat.“ Ein unzüchtiger Schandgeist, deducirte er weiter, sei hier vor dem Altare des Herrn erschienen, vom Teufel besessen und vom Teufel verblendet, in dem Grafen, dem reinen und schuldlosen Cavalier, den teuflischen Buhlen zu erblicken und ein heiliges Werk zu stören; denn es sei wissentlich, daß dem Satan, als Feind Gottes, der christliche Ehestand zum höchsten entgegen sei, und daß er nach seinem Schaden und Unglück trachte.

„Zu Ende!“ herrschte die Gräfin dem Prediger zu, vorbeitretend und dann sich auf die Seite der Tochter an Heloisens Platz stellend.

„So frage ich die Gräfin Olga von Wildhausen und Sie, Anna Dummeier dann, ist es noch Ihres Herzens Wille und Meinung, daß Ihr gegenwärtige Grafen Otto von Schlottheim und Wilm Claasing zum Ehegatten begehrt?“

Olga schwieg, die Mutter aber sagte an ihrer Statt laut „Ja!“ und übertönte das „Nein! und dreimal Nein!“ welches aus dem Munde der halb ohnmächtigen, von der Mutter gehaltenen Tochter schwach ertönte. Auch die kleine schwache Stimme Anna's klang unter dem Schleier hervor mehr Nein als Ja. Aber es war sehr laut und unruhig in der Kirche und der Prediger mochte von beiden Bräuten „Ja“ verstanden haben. Ein „Nein“ hatte er noch nie gehört und dachte gar nicht an die Möglichkeit desselben.

So wechselte er denn die Ringe; die Gräfin streckte den rechten Arm der ohnmächtig an ihrer Brust zusammengesunkenen Tochter dem Prediger entgegen; dieser fügte sie mit der rechten Hand des Grafen Schlottheim zusammen und sagte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Aber Olga entzog krampfhaft die Hand der Berührung mit der Schlottheim's und schleuderte den Trauring vom Finger.

Als er darauf dieselbe Ceremonie bei dem zweiten Brautpaare vollendet, sagte er feierlich: „So spreche

ich euch denn ehelich zusammen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!"

Und weiter sprach er, und das klang wie Verhöhnung, wenn man die in den Armen der Mutter leblos zusammengesunkene Gestalt Olga's ansah, aber die Kirchenordnung schrieb es vor: „Wachset und vermehret euch und erfüllet das Erdreich!" Während er dann das Vaterunser betete, verließ die Menge schon mit großem Geräusche die Kirche. Graf Schlottheim und sein Bruder führten die noch immer halb bewußtlose Olga durch die Sakristeithür in den Park, wo sie sich in der frischen Luft nach und nach erholte und in den Wagen gebracht werden konnte.

Das war ein trauriges Banket, das am Abend in dem Zelte gefeiert wurde, obgleich die Tische im Glanze von Hunderten von Wachskerzen auf silbernen Leuchtern, prächtigen silbernen Aufsätzen, kostbaren Porzellanvasen, Weinflaschen und Weinkühlern, Pyramiden von Desserts und prachtvollen Schüsseln schier brechen wollten.

Die Gräfin hatte den Kopf oben behalten — sie bedauerte die Wahnsinnige, die durch die Pracht und den Glanz des Festes erregt, oder sonst aus irgendeinem Grunde übergeschnappt sei. Da das Hochzeitsfest ihrer Tochter möglicherweise Veranlassung zu dem

Irrsinn gegeben habe, so wolle sie lebenslänglich für die Unglückliche sorgen. Die Hochzeitsgäste waren sämmtlich zu gut erzogen, als daß sie der Gräfin und den Schlottheims gegenüber nicht in denselben Ton eingestimmt hätten. Kaum aber hatte die Gräfin sich zu andern gewendet, als das Flüstern und Klatschen seinen Anfang nahm.

Zum Banket waren dann noch die Familie des Landraths Baron Bardenfleth und einige wenige bürgerliche, aber zuverlässige Honoratioren geladen. Graf Otto Schlottheim hatte sich durch Burgunder und Champagner Muth getrunken, und als der Tanz begann, schwebte er mit der Baronin Bardenfleth voran, als sei nichts passirt.

Der Wein verbreitete unter einem Theile der Gesellschaft eine heitere Stimmung; der Champagner floß in Strömen, aber schon die Abwesenheit beider jungen Frauen gab dem Banket etwas Düsteres.

Für Olga hatte der Arzt, wie man vorgab, die Reise nach Hannover angeordnet; sie war mit der Schwester Heloise, der englischen Gouvernante als Gesellschafterin und dem Kammermädchen, wie einem Jäger des Grafen in aller Stille abgefahren, ohne den Gemahl zu sehen.

Claasing hatte nach den ersten paar Tänzen ein

Eifersuchtsanfall angetrieben, anspannen zu lassen; er holte Anna mitten aus dem Tanzgewühle heraus, um sie gegen ihren Willen in die neue Heimat nach Eckernhausen zu entführen.

Ob es gelang, die Adelskette enger zusammenzuschmieden, ob gemeinsame politische Plane zu Stande kamen? Wir müssen bekennen, wir wissen es nicht.

Jedenfalls kam man damit zu spät, die Sache des französischen Königthums war mit diesem Tage verloren.

Siebentes Kapitel.

Der 10. August in Paris.

Der 10. August war ein Unglückstag, nicht nur in Heustedt. In viel größerm Umfange war er es für viele Tausende in der Weltstadt, wo unser Freund Justus Erich Bollmann lebte. Hören wir, was dieser darüber zwei Tage später aus Paris schrieb:

Paris, 12. August 1792.

Der vorgestrige Tag war einer der fürchterlichsten und der schändlichsten in der französischen Geschichte.

Schon seit langer Zeit bereiteten die Jakobiner einen Tag vor, der endlich ihre Oberherrschaft und die Durchsetzung ihres Planes — Umsturz der königlichen Gewalt — entweder zum Siege führe oder zernichte. Man entfernte die Linientruppen, hielt die Föderirten, weislich in den Departements auserlesene rasend tolle Jakobiner, hier zurück, anstatt sie nach Soissons ins Lager zu schicken. Man verbreitete über die Treulosigkeit des

Königs Lügen, eine noch schändlicher wie die andere. Man schmeichelte dem Pöbel, man brachte ihn durch öffentlich angeschlagene aufrührerische Anreden und Zusprüche in Wuth; man riß dagegen alle Vertheidigungen des Königs herunter und verhinderte ihre Bekanntwerdung. Man gewöhnte den Pöbel nach und nach durch strafbare Nachsicht und Beschönigung einzelner Verbrechen, wie die Mishandlung des unschuldigen d'Esprémenil, zur Grausamkeit.

Am 8. August wurde in der Nationalversammlung die Sache Lafayette's, des tödlich gehaßten, von den Jakobinern verhandelt. Nur Groll und Verleumdung konnten ihn strafbar finden, die Wahrheit nicht. Die Mehrheit in der Nationalversammlung war gerecht, mit vierhundert gegen zweihundert Stimmen sprach man ihn frei. Das war ein Schlag für die Jakobiner. Jetzt hieß es, sterben oder siegen, jetzt hielt man alle Mittel für erlaubt, um zum Zwecke zu kommen. — Die Glieder der Nationalversammlung, welche für Lafayette gestimmt hatten, wurden beim Hinausgehen aus der Nationalversammlung schändlich vom Jakobinerpöbel mishandelt. Das Leben mehrerer kam in Gefahr, nur glückliche Zufälle haben es gerettet. Dies verscheuchte sie aus der Nationalversammlung. Viele wurden krank, viele kamen nicht wieder, oder wenigstens

waren sie fortan stumm. Denselben Tag schwuren die Föderirten in der Versammlung der Jakobiner, am 10. das Schloß der Tuilerien zu belagern, zu stürmen. Man unterstützte sie darin. Man verfluchte die vierhundert Glieder der Nationalversammlung, die für Lafayette gestimmt hatten, und erklärte sie für vogelfrei. Man bereitete alles Mögliche vor, trieb die Gemüther durch die schändlichsten Erdichtungen aufs Aeußerste; die Rechtschaffenen, Hellsehenden verzagten. Das Departement von Paris, brave, redliche Männer, that alles Mögliche, dem drohenden Uebel zu wehren; dasselbe hatte aber keine Gewalt mehr, es wurde von der Municipalität nicht unterstützt, seine Bemühungen waren eitel. Dagegen sandten die Sectionen von Paris Commissare auf das Stadthaus, die sich zum Rathe der Gemeinden constituirten, sie bemächtigten sich der Polizei und behielten niemand von den alten Verwaltern derselben bei als den Maire von Paris, Pétion, und den Procureur de la commune, Manuel, zwei Erzjakobiner. In der Nacht vom 9. auf den 10. läutete man die Sturmglocken, schlug man den Generalmarsch. Alles, was Waffen tragen konnte in der Vorstadt Saint-Antoine — dem Herd der Jakobinergewalt — in der Vorstadt Saint-Marceau u. s. w., lief zusammen, bewaffnet mit Piken, Ofengabeln, Werkzeugen aller Art,

zum Theil auch mit Gewehren. Zu diesem Haufen gesellten sich die fünfhundert Föderirten, alle unterm Gewehr. Der Rath der Gemeinden theilte auf dem Rathhause diesem Haufen Patronen im Ueberfluß aus. In derselben Nacht gab er einen Arrestationsbefehl gegen den Generalcommandanten der pariser Nationalgarde.

Um neun Uhr morgens am 10. zogen die bewaffneten Haufen, sich geberdend wie rasend Tolle, vorbei an meinem Fenster, den Tuilerien zu, dem Anfenthalte des Königs. Ich verließ sogleich mein Zimmer, um zu sehen, was es geben würde, und kam noch vor Ankunft der Horde in den Garten der Tuilerien. Ich sah einen großen bewaffneten Haufen von braven Schweizern und Nationalgarden langsam vom Schlosse weg gegen die Nationalversammlung sich hinbewegen. Der König, seine Schwester, seine Frau und seine beiden Kinder waren in ihrer Mitte. Der brave Röderer, Generalprocurator des Departements, unfähig, zur Ruhe noch etwas zu wirken, hatte den König gebeten, sich mit den Seinigen in die Mitte der Nationalversammlung zu begeben, der einzige Weg, um sein Leben zu sichern. Ich sah den König hineingehen und war glücklich genug, mich auch hineinzudrängen. Nie vergesse ich diesen merkwürdigen Anblick. Der König stellte sich zur Seite des Präsidenten; die Frauenzimmer setzten sich gegen-

über auf eine Bank an die Schranken der Nationalversammlung. Aber der König durfte da nicht bleiben, weil die Constitution in seiner Gegenwart den Gliedern der Nationalversammlung zu verhandeln verbietet, und ihre Verhandlungen waren doch nothwendig. Es entstand die Frage, wo ihn hinthun? Während der Berathschlagungen darüber lag der König, auf seine Hände gestützt, mit dem Bauche halb über dem Tische, der vor dem Präsidenten stand. Kindisch, läppisch und gutmüthig, sorglos und unbekümmert in diesem ernsten gefährlichen Augenblicke, auch ohne die mindeste Spur von Würde, von Ueberlegung, von Ideenarbeit, hörte er den Reden der verschiedenen Mitglieder für und wider ihn zu, ungefähr wie einer, der zum ersten male so etwas hört und in einer dummen Erstarrung halblachend zu sich sagt: „Das ist doch närrisch.“ Gegenüber saß die Königin, in deren Gesicht man erstaunt war, alles das gleichsam doppelt gehäuft zu finden, was man beim Könige vermißte. Sie hatte Rock und Kamisol an von Blumenzitz mit weißen Blumen, ein einfaches weißes Tuch ohne Spitzen und Verzierung um ihren Hals, eine Art von Haube auf ihrem Kopfe. Sie hatte den Dauphin auf ihrem Schose, einen kleinen bildschönen Knaben. Sie drückte ihn zuweilen an sich

mit Beklemmung, als dächte sie, was wird aus dir werden?

Sie sah tiefsinnig und kummervoll von Zeit zu Zeit um sich her; sie faßte mit Ernst und ohne Verachtung jedes Mitglied der Versammlung, dem in diesem Augenblicke der Schonung und Menschlichkeit unglimpfliche Ausdrücke entschlüpften, ins Auge. Ich versichere Sie, die Königin war sehr rührend in diesem Augenblicke. Sie ist nicht so schlecht, wie Parteisucht und Privathaß sie gemacht haben, und wie ich selbst anfänglich glaubte. Ich habe seitdem viele Züge von Edelmuth und Menschenliebe von ihr gesammelt. Sie war ausschweifend und verschwenderisch, wie die meisten Weiber von Paris, aber beides hingerissen, arglos und ohne Berechnung der Folgen. Wohlwollend und gütig von Natur, hat sie auch manches Leiden getröstet. Ihre Fehler hat sie hart gebüßt, ihre Haare sind grau geworden seit acht Monden. Ihre Fehler schienen mir nie verzeihlicher als in der Nationalversammlung, wo ich ihr gegenüber den bemitleidenswerthen, guten, armen, unvermögenden Ludwig XVI., ihre große Entschuldigung, sah. — Dem Könige und seinem Hause wurde endlich eine Loge zur Seite des Präsidenten angewiesen; es war eine Loge mit Gitterwerk. Er wurde der fernern Beobachtung entzogen. Der brave Röderer hielt darauf

einen Vortrag, worin er auseinandersetzte, was er zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe hatte thun wollen und nicht können. Er sagte, er habe der Schweizergarde Befehl gegeben, nicht anzugreifen, aber Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, wenn man das Schloß bestürmen wolle. — Bald darauf hörte man die ersten Kanonenschüsse. Die Nationalversammlung erstarrte auf einige Augenblicke, man sprach hernach, wie es mir schien, aus Angst. Ich entfernte mich aus der Versammlung und war späterhin immer in der Nähe des Gefechts, weil ich nicht mehr zurückkonnte, denn alle Zugänge zu der Nationalversammlung waren besetzt und man feuerte von allen Seiten.

Die Horde von Pikenträgern und Föderirten war gegen das Schloß gezogen und hatte die Schweizergarde aufgefordert, es zu übergeben. Diese hatte sich geweigert. Die Föderirten feuerten die Schweizer nieder. Auf beiden Seiten lud man die Kanonen mit Kartätschen.

Die Schweizer, kaum tausend Mann, verließen sich auf die Stütze der Nationalgarde, aber diese ließ sie schändlicherweise im Stich, floh zum Theil, machte zum andern Theil gemeinschaftliche Sache mit der angreifenden Horde.

Die armen Schweizer, bestürmt von allen Seiten, überwältigt von der Menge, streckten endlich das Gewehr; im Gefechte waren ihrer nur wenige geblieben.

Aber jetzt, nachdem sie sich ergeben hatten, fiel man über sie her, zwanzig über einen, und ermordete sie jämmerlich.

Man schlug sie todt, wo man sie fand; in den meisten Straßen von Paris lagen Leichen.

Ich habe schauderhafte Scenen gesehen; man warf sie lebendig ins Feuer; man hat sie hingeschunden und verstümmelt. Weiber, immer die wüthendsten wie grausamsten, sogen ihr Blut. Selbst die todten Körper blieben von keiner Art der Mishandlung frei. Abends wurden die verstümmelten Leichname, dreißig bis vierzig, auf einem Wagen fortgefahren, oben auf dieselben setzten sich Pikenträger, triumphirend, immer gegen die todten, nackten Körper noch wüthend. — Die zerrissenen Kleidungsstücke der Schweizer, ihre Köpfe auf Stangen, wurden im Triumph umhergetragen, ja der Pöbel suchte die Schweizer auch in den Häusern auf, in denen sie Thürhüter waren. — Und diese braven Schweizer, alle folgten ihrer Ordre, vertheidigten ihren Posten und thaten also ihre Pflicht. — Es sind außerdem viele Menschen erschlagen worden, und auch von der Partei der Horde sind im Gefechte eine große Menge geblieben.

Auf dem Schlosse ist alles zu unterst und oberst gekehrt, alles verwüstet.

Viele kleine Häuser da herum, Kasernen und dergleichen stehen im Feuer.

Der König wurde an demselben Tage seiner Amtsverrichtungen entsetzt, seine Einkünfte sind eingezogen, denn kein Mensch in der Nationalversammlung wagte der herrschenden Partei zu widersprechen. Der Pöbel schwärmt noch heute wüthend umher in den Straßen, reißt die Bildsäulen der Könige, diese Meisterstücke der Kunst und die Zierden der öffentlichen Plätze, nieder. Sogar die Statue Heinrich's IV., des besten der französischen Könige, ist nicht verschont geblieben.

Die Gutgesinnten fürchten noch größere Ausschweifungen, denn der Pöbel ist Meister, Zucht und Ordnung sind verloren. — In der Nacht vom 10. auf den 11. war ganz Paris, wie es in Zeiten der Gefahr zu geschehen pflegt, erleuchtet; aber wie schaurig war diese Erleuchtung! In den Straßen, sonst unabläßig voll Gewühl, voll Getümmel, voll Wagen und voll Menschen bis spät nach Mitternacht hin, bewegte sich keine Seele, als hin und wieder eine langsam auf- und abziehende Patrouille, als hier und da ein scheuer, einzelner, schleichender Mensch.

Die Bürger waren satt und müde für diese Nacht, oder trunken von dem aus königlichen Kellern geraubten Weine. Aber die guten Menschen hatten sich in den Häusern verschlossen; sie ließen sich nicht sehen; sie schienen die Geister der Erschlagenen zu fürchten. — Auch heute am Tage sind noch alle Läden geschlossen, alles Gewerbe, alle Betriebsamkeit unterdrückt. Es ist dumpfig, öde und grauenvoll in Paris! Hier ist nun alles den Jakobinern unterworfen, wo nicht aus gutem Willen, doch aus Furcht. — Man will alle Offiziere der Armee an der Grenze entlassen. Die würden ohnehin nicht bleiben, sowenig als die Armee selbst. Aber wird Lafayette auf Paris marschiren? Werden die Oesterreicher und Preußen Widerstand finden? Und wenn sie nun hierher kommen, wird der Herzog von Braunschweig Wort halten und keinen Stein auf dem andern lassen in einer Stadt, die jetzt nach dieser Erklärung aufs neue so schreckliche Frevel aufhäuft?

Es ist doch nichts erbärmlicher als feige Männer! Wären die Nationalgarden nicht so erbärmliche unmännliche Menschen, so wäre alles das nicht geschehen, so seufzte man jetzt nicht in der schändlichsten Sklaverei. Es gibt nur Eins, womit man sie allenfalls entschuldigen kann, das ist, daß sie keinen klugen Anführer hatten, aber dennoch bleibt das Obige wahr.

Ich habe um so lieber diese Nachrichten etwas weitläufiger mittheilen wollen, weil ich beinahe überzeugt bin, daß keine unentstellten Nachrichten in öffentlichen Blättern erscheinen werden. Die Zeitungen von Paris, welche nicht jakobinisch sind, erscheinen entweder gar nicht oder schweigen von diesen Begebenheiten; viele können nicht erscheinen, denn man soll ihre Redacteure, welche in ihren Blättern bisjetzt immer das Recht vertheidigten, in ihren Häusern ermordet haben. Viele redliche, durch unbefangene, laut geäußerte Wahrheitsliebe ausgezeichnete Männer sind umgebracht. Es gehört viel Klugheit und Gewandtheit dazu, in diesen Tagen sich durchzubringen, ohne doch wider Gewissen und Ueberzeugung zu reden. Aber durch Ansichhalten zur rechten Zeit und durch freimüthige Aeußerung der wenigen Wahrheiten, die allgemein gefallen, und die jeder auf seine Art nimmt, läßt sich viel gewinnen. — Ein Fremder läuft überdies weniger Gefahr als ein anderer. — Seid meinetwegen unbesorgt.

Nachschrift. Der König ist mit den Seinigen noch immer innerhalb der Nationalversammlung, wo man ihm einstweilen ein Logis zurechtgemacht hat. Es ziehen noch Horden in den Straßen umher, welche den Kopf der Königin verlangen. Man kann für jeden gewürgten Schweizer sechs Föderirte und Pikenträger rechnen, die

im Gefechte geblieben sind. Die Pikenträger nahmen schon die Flucht, aber in dem Augenblicke, wo ein wenig Standhaftigkeit der Nationalgarde der guten Sache die Oberhand gegeben hätte, kehrte sich diese auf ihre Seite und feuerte mit der Kanone gegen das Schloß. Auch die Föderirten von Marseille und Brest hatten sich einer Kanone bemächtigt. So unterlagen die Schweizer. Gestehen muß ich, daß nicht so viel geraubt und geplündert worden ist, als sich hätte erwarten lassen. Aber die Wuth des Volks und seine Grausamkeit überstieg alle Grenzen. Das Volk ist gereizt, verführt, verblendet. Wehe Pétion, wehe allen denen, die es verschuldeten; wahrscheinlich ist der Tag der Rache nicht fern!

Für die Pariser ist jetzt nur eine Partei vernünftigerweise ergreifbar, mit den Jakobinern, welche nun einmal die Oberhand haben, sich zu vereinigen, gleichviel ob sie recht oder unrecht haben, mit ihnen gemeinschaftlich sich gegen den anrückenden Feind zu wehren, zu siegen, oder sich unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen! — Alles Aeußerste, Uebertriebene ist nicht von Bestand. Aber die Pariser mit ihrem auflodernden Strohfeuer kennen überhaupt die Tugend des festen beharrlichen Muthes nicht. Was werden

sie ausrichten gegen die stämmigen, erst durch die Dauer des Gefechts begeisterten Deutschen.

Lebt wohl, meine Lieben."*)

(Ohne Unterschrift.)

---

*) Wie die Briefe Bollmann's bis auf wenige durch die Erzählung bedingte Aenderungen meistens Originalbriefe sind, so ist auch dieser Brief getreu dem Originale, das sich in der reichhaltigsten Autographensammlung, die wir wahrscheinlich in Deutschland haben, nämlich der des verstorbenen Archivraths Kestner zu Hannover, befindet. Der Brief ist sehr flüchtig, beinahe unleserlich geschrieben, mit vielen französischen Wendungen und Wiederholungen, und ist nur in stilistischer Hinsicht wenig geändert.

Achtes Kapitel.

Der 10. August im Walde.

Das hessische Städtchen Witzenhausen ist einer der nördlichsten Punkte in unserm deutschen Vaterlande, wo man im Schutze des Werrathales Weinbau betreibt. Freilich ist der Witzenhäuser noch berüchtigter als der Grüneberger in Schlesien, den wir doch mit Hülfe der industriellen Magdeburger so oft für Saint-Julien oder unter dem Titel eines noch feinern Château-Weines trinken. Aber witzenhäuser Kirschen, Aprikosen, Birnen, Pflaumen und Weintrauben haben einen guten Markt in Kassel und Göttingen, wohin sie auf dem Rücken geschleppt werden, und Witzenhausen ist ein trauliches Oertchen, sein Johannisberg ein viel gesuchter Vergnügungspunkt.

Im August des Jahres 1792 sah es freilich sehr trübe aus im Werrastädtchen, die Einwohner machten Gesichter wie der graue Himmel, die ganze Jahresernte war dahin. Schon waren die Kirschen verregnet, die

Aprikosen wollten nicht gelb, nicht roth und weich werden, sie blieben grün, die Trauben waren klein und steinhart, man konnte nicht hoffen, auch nur für ein paar Albus zu verkaufen, und doch war der ganze Ort auf Obstbau angewiesen. Auch die Bohnen wollten nicht reif werden, sie verfaulten auf den Feldern, und in den Thälern der Werra pflegte man statt Weizen und Roggen Krupbohnen (Krautbohnen) zu ziehen, deren weißer Kern als Winterspeise ganz Norddeutschland mit seinem mehligen Inhalt erfreute.

Ein junger Wanderer, sein Ränzel auf dem Rücken, einen derben Eichstock in der Hand, hatte die Wasserscheide zwischen Fulda und Werra, den Nieder-Kaufunger Wald überschritten, er kam von Kassel und war ermüdet, hungerig und durstig. Im Goldenen Hirsch neben der Rathsapotheke am Markte forderte er bescheiden ein Glas Milch, Butter und Brot und erkundigte sich bei der Wirthin, wie weit Mollenfelde noch entfernt sei, und ob er es vor Abend noch erreichen und ohne Führer finden könne? Die freundliche Wirthin, welche in dem Wanderer unschwer den Candidaten der Theologie erkannt, und, da ihr Sohn gleichfalls Candidat der Gottesgelahrtheit war, ihn mit großer Zuvorkommenheit und Artigkeit empfing, gab die erwünschte Auskunft.

Die Chaussee, welche Witzenhausen mit Münden verbindet, existirte damals noch nicht; wie lange wird es dauern, so ist sie ganz verödet, und das schnaubende Dampfroß wirbelt zwischen den grünen Bergen am Ufer der Werra seine schwarzen, schmuzigen Rauchsäulen empor!

Die Wirthin erquickte nicht nur den jungen Candidaten, der niemand anders als Heinrich Schulz war, mit Speise und Trank, sondern beschrieb ihm auch mit großer Bereitwilligkeit den Weg, den er wandern müsse. Er solle nur immer dem Laufe der Werra folgen; ehe er an den Flecken Hedemünden und die hannoverische Grenze komme, werde er rechts aus dem Thale das Schloß Berlepsch hervorschimmern sehen. Dem Hübenbache folgend müsse er, sobald er am Fuße des Hauses Berlepsch ankomme, rechts bergan steigen, dann werde er Mollenfelde und das Försterhaus, obgleich es im Walde beinahe versteckt liege, wol finden.

Das Mischdorf Mollenfelde habe ich in meiner Jugend, vor vierzig Jahren, oft besucht; am Himmelfahrtstage und an den beiden Pfingsttagen pflegte sich dort die ganze Umgegend auf mehrere Stunden im Umkreise ein Rendezvous im Grünen zu geben, d. h. auf dem Jägerhofe, der im herrlichsten Waldgrün etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt lag. Man lagerte

sich im Grünen oder saß an langen Tischen in der Nähe eines großen Tanzzeltes, aus dem schon am frühen Nachmittage lustige, kecke Geigenstriche und häufig incorrecte Clarinettentöne zum Tanz aufforderten. Wer weniger tanzlustig war, der zog sich mehr in den Wald zurück, wo namentlich ganze Familien, die für Essen und Getränke selbst sorgten, im Kreise um die Feuerstelle, auf der der Kaffee bereitet wurde, herumlagerten. Liebespärchen absentirten sich noch tiefer in das Gehölz nach Eichenberg zu, durch seinen von Clauren besungenen Wunderbrunnen bekannt. Nachmittags gegen vier Uhr pflegten dann am Himmelfahrtstage ganz regelmäßig Scharen göttinger Studenten und göttinger Philister auf der Rückkehr von dem üblichen Himmelfahrtsausfluge nach dem Hanstein hier Rast zu machen, auch wol bis in die Nacht zu tanzen, und die hübschen Witzenhäuserinnen, wie Damen aus Hedemünden und Münden, die Pastoren- und Förstertöchter von Meensen, Jühnde u. s. w. tanzten recht gern mit den buntkäppigen Musensöhnen. Der Förster reichte den Hungerigen Schinken und Mettwurst, süße und sauere Milch, Branntwein, Wein und kasseler Felsenbier, je wie der Beutel reichte. Mit Einbruch der Nacht fand dann regelmäßig Prügelei zwischen „den blinden Hessen“ und „den dickköpfigen Hannoveranern“, welche in dem einen Dorfe zu-

sammenwohnten, statt, aber außerhalb des Tanzzeltes. Man vertrug sich aber wieder, wenn man sich die Köpfe blutig geschlagen hatte, und tanzte auf dem Rasen weiter.

Noch vierzig Jahre früher hauste hier der Oberförster Oskar Baumgarten; er war es, der die parkähnlichen Anlagen geschaffen, der das Tanzzelt, das seitdem vielfach erneuert war, hier aufgebaut hatte.

Die Oberförsterei, ein sehr altes großes Gebäude, hatte in frühern Zeiten, als in Münden noch welfische Herzoge residirten, diesen als Jagdschloß gedient, dann war es zu einer hannoverischen Oberförsterei umgewandelt, mit der seit uralter Zeit eine Art Schankgerechtigkeit verbunden war.

Die Oberförsterei stand seit einem halben Jahrhundert in dem wohlbegründeten Rufe, daß man dort das feinste Glas Wein und den besten Jamaicarum trinke, wohlfeil, weil für dieses alte fürstliche Schloß die Steuerfreiheit fortbestand; der Verkehr, den die Bremer die Werra hinauf nach Thüringen betrieben, gab Gelegenheit, diese Steuerfreiheit auszunutzen.

Als Oskar Baumgarten nach Mollenfelde versetzt war, hatte er von der Wirthschaft nichts wissen wollen und von der Witwe seines Vorgängers Wein- und Rumvorräthe nur aus Mitleid übernommen. Allein

die Sache hatte sich gegen seinen Willen fortgesetzt. Zu Himmelfahrt und Pfingsten versammelte sich, wie seit Jahren, die ganze Umgegend vor der Oberförsterei; wenn sich auch die Mehrzahl selbst mit Speisen und Getränken zu versehen pflegte, so wurde doch das Forsthaus mit vielerlei Bitten und Ansprüchen bestürmt, die man nicht abschlagen konnte. Man konnte die Menge nicht tractiren, diese wollte auch Milch und Rahm, Butter und Brot nicht umsonst. In der Regel gingen die mitgebrachten Vorräthe zu früh auf die Neige, und den Bittenden und Durstigen konnte doch der Förster einen Trunk aus seinem Keller nicht versagen. Kurz, es ließ sich nichts dagegen machen, Oskar mußte in die Fußstapfen seines Vorgängers treten, wenn er sich nicht mit der ganzen Umgegend verfeinden wollte. Die wirthschaftliche Frau übersah die ökonomischen Vortheile, welche aus der Sache hervorgingen, nicht und richtete sich für diese Frühlingstage ein. Wenn zu anderer Zeit ein einsamer Wanderer oder eine Schar Studenten, die sich Schloß Berlepsch und seinen berühmten Park besahen, in der Oberförsterei ausruhten, so war der blanke Wein, den die hübsche Försterin vorsetzte, oder die Schale Milch mit Brot, Zucker und Zimmt so appetitlich, daß man das Weiterwandern vergaß, und der Ruf der schönen Marianne hatte schon manchen

Studenten nach Mollenfelde gezogen. Die Grünen pflegen ein heiteres, offenes Herz zu haben, und das lustige Leben, welches sich an den Himmelfahrts- und Pfingsttagen im Walde entwickelte, wo man auf dem kurzen Rasen nach der schlechtesten Musik tanzte, gefiel Oskar sehr wohl.

„Wenn es doch einmal nicht anders geht“, hatte er zu seiner Marianne gesagt, „so will ich es den Leuten auch wohnlich machen“, und er legte einen Tanzboden, überdachte diesen im nächsten Jahre, ließ in der Nähe desselben Tische und Bänke aufschlagen und stellte Moosbänke sowie Lauben her. Mit jedem Jahre wurden die Anlagen vergrößert. Neben dem bedachten Tanzboden war dann noch ein unbedachter für die Bauern gelegt, zwischen beide ein Pavillon für die Musik gebaut. Mit der Musikbande eines in Münden in Garnison liegenden Regiments war ein Vertrag abgeschlossen, und ein um den andern Sonntag war Concert und Tanz vor der Försterei, wenn das Wetter nicht allzu ungünstig war.

Das Jahr 1792 war freilich den Vergnügungen im Freien nicht günstig, der Regensommer nebst einem andern Umstande störte die Sonntagsvergnügungen, das Regiment war aus Münden dislocirt, es fehlte an Musik, wenigstens an guter.

Dennoch war Oskar in den ersten Tagen des August mit seinem Forstläufer beschäftigt, neue Verbesserungen in seinen Anlagen zu machen. Er versah das Tanzzelt nach der Wetterseite mit einer Breterwand. Der junge Reisende, den wir in Witzenhausen trafen, stieg den Berg hinan und stand bald neben dem hämmernden Förster, ihm die Hand reichend.

Dieser kannte ihn nicht. „Aber Schwager", sagte Heinrich. „Bist du es, bist du wirklich Heinrich Schulz?" „Ja, ich bin's, bin der Candidat der Gottesgelahrtheit, Heinrich Schulz, der zu dir und der lieben Schwester in die grünen Wälder flieht, um des Kummers seines Herzens Herr zu werden."

„Willkommen denn, willkommen", sagte Oskar, den Schwager umarmend, „eilen wir zu Mariannen, wie wird die sich freuen!"

Und sie freute sich sehr, die Schwester Marianne, sie war eine in voller Pracht aufgegangene Rose, sie trug ihr drittes Kind, das erste Mädchen, ihren Liebling und ihr Nestküken, wie sie sagte, auf dem Arme, und die beiden ältesten Jungen, Georg und Karl, saßen bald auf des Onkels Schose. Im Zimmer war es so traulich, an Holz fehlte es nicht, man hatte, wie das am Harze geschieht, trotz des August eingeheizt, aber ein Fenster geöffnet.

Marianne brachte für den Bruder den geblümten Zitzschlafrock des Mannes, ihm den nassen Rock abziehend, dann bereitete sie die Abendmahlzeit, eine warme Biersuppe, Butter und Brot, Käse und Schinken und eine Flasche alten Franzweins, die noch vom Vorgänger übernommen war. Heinrich zeigte einen ganz gesunden Appetit, Oskar nicht minder. Nun wurden die Kinder zu Bett gebracht. Marianne holte ihrem Alten die Meerschaumpfeife, für Heinrich die lange Thonpfeife und stellte eine frische Flasche auf den Tisch, nahm das Kinderzeug, an dem sie nähte, zur Hand und sagte: „Mein lieber Bruder, erzähle; wir wohnen hier so einsam und verlassen, mit Ausnahme der Tanzsonntage, daß wir von der Welt wenig sehen und hören. Was macht die gute Mutter? was Vater und Geschwister? Gibt es wirklich Krieg und wo ist Bruder Fritz? Was bringt dich hierher? Kommst du von Göttingen oder von Münden?"

„Hast du nicht noch ein Schock anderer Fragen, du Plappermäulchen?" sagte Oskar und gab der Frau einen herzhaften Kuß, „laß Heinrich zuerst von sich selbst erzählen, er kommt hierher, um Herr seines Kummers zu werden, wahrscheinlich Herzenskummer. Heraus mit der Sprache, mein Junge."

„Ihr wißt", begann Heinrich, „daß es mir gleich

nach bestandenem Examen glückte, bei der Witwe des Siebenmeiers Emeyer eine Stelle als Hauslehrer zu finden, in Grünfelde, so nahe bei den Aeltern, so nahe —"

„Nur zu", unterbrach Oskar, „ich kann es mir denken, bei Anna." — „Ja, bei Anna, meiner ersten Liebe. Ich bin Lehrer zweier Mädchen, von denen die älteste, Therese, funfzehn, die jüngere, Agnes, zehn Jahre alt ist. Die Mutter war die reichste Anerbin in der ganzen Grafschaft, denn außer dem Siebenmeierhofe besaß ihr Vater Omeyer noch einen angeheiratheten Vollmeierhof von seiner Frau her, aber ihre Bildung war vernachlässigt. Sie kann nur mühsam im Gesangbuche oder der Bibel lesen und kaum mehr als ihren Namen schreiben, dagegen vortreffliche Butter machen, gut kochen, räuchern, pökeln, Früchte einmachen und Obst dörren, gutes Brot und schönen Kuchen backen. Die Höfe waren im Siebenjährigeu Kriege stark mit Einquartierung belastet gewesen, geplündert, der eine gar niedergebrannt. Dieser Neubau hatte den alten Omeyer in Schulden gestürzt, und diesen Schulden wurde die Tochter dann wieder geopfert. Sie mußte wider ihren Willen den zweiten Sohn des reichen Siebenmeiers Emeyer heirathen."

„Was ist denn eigentlich ein Siebenmeier?" fragte die Schwester.

„Das weiß man nicht recht", erwiderte Heinrich, „Karl Haus, mein Freund, hat mir freilich einmal gesagt, der Bischof Adalbert von Bremen habe vor vielen Jahrhunderten die Dekanei zu Bücken mit sieben Meierhöfen dotirt, und die Advocati, Verwalter, Meier auf diesen Höfen hätten sich in der Reformationszeit, man wisse nicht recht wie, zu Eigenthümern zu machen gewußt. Das kann aber nicht wohl wahr sein, denn es gibt nur sechs Siebenmeierhöfe, ich glaube daher mit dem Volke, daß der Name daher stammt, weil solche Höfe siebenmal so groß sind als ein gewöhnlicher Meierhof."

„Was gehen uns die Siebenmeierhöfe an", brummte Oskar, „wir erben doch keinen, erzähle weiter."

„Meine Principalin lebte mit ihrem Manne, der ein roher Bauer war, nicht glücklich; er tyrannisirte sie zwölf Jahre lang, weil sie ihm nur zwei Töchter, keinen Anerben gebar, und so die schönen Güter in fremde Hände fielen. Nach seinem Tode konnte die Witwe durchsetzen, was sie während der Lebenszeit des Mannes nicht vermocht, Sorge tragen, daß ihre Töchter klüger, gebildeter, vor allem vornehmer würden als sie. Es steckt ein bischen Hochmuthsteufel in der guten Frau, sie hat vor allem, was adelich oder vornehm ist, einen ganz ungemeinen Respect; aber sie ist eine sehr gute Frau, die ihre Töchter über alles liebt. Hans

Dummeier, ihr Vetter, empfahl mich, als sie einen Hauslehrer suchte, als solchen und ich erhielt die Stelle. Ach!" Heinrich seufzte und ließ den Kopf sinken, schwere Thränen rannen aus seinen Augen.

„Aber Heinrich, was fehlt dir", sagte Marianne, den Bruder küssend und herzend.

„Ach, du ahnst wol kaum, daß ich von meiner Kindheit an, seit der Zeit, wo wir die Spritzenhauswohnung verließen, Anna Dummeier liebte, mit jedem Jahre mehr liebte. Sie war mein Ideal während der Schule und Universitätsjahre, ihr Bild hat mich zu nächtlichem Fleiße gespornt, mich vor hundert leichtsinnigen Dingen, vielleicht vor manchem schlechten Thun bewahrt. Selten habe ich mir zwar nur eingebildet, daß sie mich wiederliebe, aber nicht nur in Träumen des Nachts, auch in Phantasien des Tages hatte ich mein Leben und meine Zukunft so innig mit der ihrigen verwebt, daß ich mir keine Zukunft denken konnte als an ihrer Seite.

„Ich war ein halbes Jahr in Grünfelde, als an einem trüben Novembertage die gute Mutter mich zu besuchen kam. Sie allein hatte mit sorgsamen Mutteraugen meine Liebe bemerkt, wußte auch längst, daß ich unglücklich liebe. Sie kam, mir das auf die mildeste Weise kundzuthun, mir die Verlobung Anna's mit dem Obergestütmeister Claasing, ich weiß nicht, ob er

zu euerer Zeit schon nach Kirnberg hingeschneit war, so schonend wie möglich zu melden. Der Schlag traf mich härter als das Schwerste in meinem Leben, als — du, liebe Marianne, warst damals ein kleines Kind — als dem Vater das Haus verkauft wurde, des Processes wegen, wir nach Klein-Paris ziehen mußten und ich jede Aussicht auf die Rectorschule verlor. Der liebe Gott und Anna Maria haben unsere Geschicke zum Besten gewendet. Der Trost, den mir die Mutter gespendet: «Es gäbe der schönen Mädchen noch mehrere und ich würde wol noch eine finden, die besser zu mir passe als die leichtsinnige Anna, ich würde ein Mädchen finden, das mich mit gleicher Liebe wiederliebe. Liebe ohne Gegenliebe sei nichts, sei Phantasiespuk, bloße Sehnsucht nach Liebe», dieser wohlgemeinte Trost kam mir so nüchtern, so alltäglich vor, ich blieb mehrere Tage unfähig, meine Schülerinnen ordentlich zu unterrichten und", er stockte und wurde roth, „meinen Kummer zu überwinden."

Heinrich verschwieg hier etwas, und er selbst wurde verlegen über sein Schweigen und stockte in seiner Erzählung; es tauchte in seiner Phantasie ein neues Bild auf und unterbrach den trüben Gedankengang, dem er sich hinzugeben im Begriffe stand, wie ein Sonnenstrahl durch dunkles Regengewölke bricht. Seine älteste Schü-

lerin, Therese, hatte ihm damals, als sie ihn öfters weinend fand, gleichfalls unter Thränen und Freundschaftsversicherungen das Geheimniß seines Kummers abzulauschen gewußt und ihn auf die naivste Weise durch die Versicherung, daß sie ihm von Herzen gut sei und ewig bleiben werde, zu trösten gesucht. Therese hatte sich sogar an ihn schmiegen und ihn liebkosen wollen. Er hatte sie, die aufknospende Jungfrau mit den Madonnaaugen seiner eigenen Mutter, nicht ohne Selbstüberwindung auf den Standpunkt eines Kindes und einer Schülerin zurückweisen, sie daran erinnern müssen, daß sie eine reiche Erbin sei, an welche die Mutter und die Freundschaft, sobald sie erwachsen sei, andere Ansprüche machen würden, und daß sie vielleicht noch schwerere Opfer zu bringen bereit sein und größern Schmerz tragen müsse als er jetzt. „Ich", hatte er gesagt, „bin ein armer Candidat, der Sohn eines armen Handwerkers, der vor nicht langer Zeit von Gemeinde wegen im Spritzenhause einquartiert war, und der jetzt ein untergeordneter gräflicher Diener ist. Nur durch Stipendien und Freitische und die Unterstützung der Gräfin von Wildhausen ist es mir möglich geworden, die Domschule zu besuchen und zu studiren. Ach! Armuth erzeugt Demuth, und der liebe Gott scheint mich dafür bestrafen zu wollen, daß ich so hochmüthig war,

meinen Sinn zu Ihrer Cousine, zu Anna Dummeier, zu erheben. Es ist nur ein Gefühl des Mitleids, das Bedürfniß aller guten weiblichen Seelen — zu trösten — welches Sie für Zuneigung halten. So gern ich in diesem Hause bin, so lieb ich Sie und Ihre Schwester habe, so zwingen Sie mich, dieses Haus zu verlassen, wenn Sie dieser kindlichen Grille mehr Gewicht beilegen, als sie verdient, wenn Sie auch nur durch einen Blick kundgeben, daß Sie in mir mehr als einen treuen Lehrer und Freund sehen. Ich würde ja vor Gott, vor Ihrer Mutter und meinem Gewissen nicht verantworten können, wenn ich Ihre kindliche Zuneigung misbrauchte."

„Ich sehe wohl", erwiderte Therese, in helle Thränen ausbrechend, „daß Sie mir nicht ein bischen gut sind, sonst könnten Sie so garstige Worte nicht reden. Wenn Sie uns verlassen, gehe ich in die Weser!"

Therese entsagte, aber sie war nicht geheilt; oft, wenn der Gedanke an Anna Heinrich's Gesicht in den Lehrstunden mit Düsterheit überschattete, blickte sie ihm so bittend in die Augen und erdrückte die schweren Thränen, die ihr aus den Augen quollen, mit den langen seidenen Augenwimpern. Das that denn Heinrich, trotz der Härte, mit der er Therese von sich abgewehrt, unendlich wohl.

Heinrich fuhr fort: „Aber jetzt, als Anna's Hochzeitstag kam — er ist morgen — hielt es mich nicht länger in Grünfelde; ich habe meine Herbstferien in den August verlegt und bin zu euch geeilt. Mutter hat uns, wie du dich erinnern wirst, so oft von dem Eindrucke gesprochen, den das düstere Weserthal mit seinen Eichenwäldern auf sie gemacht habe, als sie dem Vater aus dem goldenen Mainz nach Heustedt folgte, daß ich die umgekehrte Reise zu Fuß zu machen beschloß. So bin ich denn stromaufwärts gewandert, über Nienburg und Stolzenau, durch die Porta Westphalica in die Grafschaft Schaumburg. Die Gegend wurde mit jedem Tage schöner und erreichte bei Hameln ihren Glanzpunkt. O! das Thal ist schön, schöner als der Main mit seinen langweiligen Rebengeländen. In Münden zog es mich erst hinüber nach dem Weißen Stein*), der aber schon zum grauen geworden ist. Nun bin ich bei euch und will, wenn ihr mich haben wollt, bis Mitte September hier bleiben, will Berge erklettern, in die Wälder mich vergraben und des Grams vergessen."

„Das ist ja prächtig, mein Junge", sagte der Oberförster und reichte dem Schwager die Hand.

---

*) Später Napoleons-, jetzt Wilhelmshöhe genannt.

„Schlag dir die Dummeier aus dem Kopfe, die war immer ein hoffärtiges, vorlautes, eingebildetes Ding, das dich schon als kleines Mädchen an der Nase herumführte, und dem du als Pferd vor dem Wagen oder als Schulkamerad gut genug warst, die aber lieber auf Karl sah, als auf dich hörte.

„Wir wollen einen Feldzugsplan machen, für die ganze Zeit, wo du hier bist. Morgen muß ich in Geschäften nach Dransfeld, da gehst du mit, wir sprechen bei dem Förster in Jühnde vor, wenn du willst, auch bei dem Schwarzrock dort. Du kannst dort bleiben, bis ich zurückkomme, oder wenn's klar ist, begleitest du mich bis zu den Basaltkuppen des Hohen Hagen und schwelgst dort Natur, bis ich nach Dransfeld herniedergestiegen und zurückkomme. Uebermorgen muß ich für meinen Schatzrath einen Hirsch und einige Rehböcke schießen; es kommt der Ausschuß der Kalenbergschen Landschaft zusammen, dem will er ein Diner geben. Sonntag gehen wir nach Hedemünden zur Kirche, der Pastor da ist gut. Nachmittags wird, wenn das Wetter es erlaubt, hier getanzt. Montag muß ich nach Eichenberg, da kannst du mich begleiten und nach dem Hanstein laufen, wenn du willst. Dienstag gehen wir in das Leinholz auf den Anstand, um der Mutter einen Sonntagsbraten zu erlegen. Mittwochs" —

„Halt ein", unterbrach ihn Marianne, „nun komm' ich auch an die Reihe, ich will meinem Bruder die Töchter des Landes zeigen, hübsche Hessinnen links, schöne Hannoveranerinnen rechts. Mittwoch geht's also nach Mensen zu der Oberförsterswitwe, Donnerstag, da mußt du, lieber Mann, anspannen lassen, da wollen wir nach Witzenhausen zu Apothekers, Sonnabend muß ich scheuern, da jage ich euch aus dem Hause, und Sonntag werden alle Freunde und Bekannte zu Mittag eingeladen, ich will mit meinem Bruder renommiren!" So ging es fort, über Tage und Wochen wurde im voraus bestimmt.

Wir erinnern uns, daß der Hochzeitstag Olga's und Anna's ausnahmsweise ein Tag des Sonnenscheins war; die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, als Oskar schon seinen Schwager, den Langschläfer, vom Lager aufscheuchte, wo er von Anna und Therese, die unaufhörlich die Köpfe und Gestalten wechselten, träumte.

„Der Kaffee steht auf dem Tische und frische Kuchen, die Marianne dir zu Ehren gebacken; spute dich, daß du herunterkommst!"

„Wir wollen erst auf dem Rückwege in Jühnde einkehren", sagte Oskar, als man den Kaffee eingenommen hatte; „da nimm das Fernrohr, auf dem

Hohen Hagen kannst du das Brockenhaus bei dem klaren Wetter recht deutlich wahrnehmen, noch besser aber den Hercules auf dem Weißen Stein sehen."

Und in der That, als man nach anderthalb Stunden auf dem Plateau des Hohen Hagen war, bot sich ein Panorama dar, das gewiß mit zu den anziehendsten im nördlichen Deutschland gehört und wenig bekannt ist. Nach Osten die Blicke gerichtet, hatte man über dem göttinger Stadtwald den ganzen westlichen Abhang des Harzes mit seinen Zerklüftungen und den Thaleinschnitten von Osterode, Lerbach, Herzberg, Lauterberg bis Ellrich vor sich. Ueber diese westlichen Abhänge schoben sich der Bruchberg und der Große Winterberg, weiter südlich der Jagdkopf und die Andreasberger Höhen hervor, dahinter aber streckte der alte Brocken seinen dromedarisch gekrümmten Rücken.

Weiter nach Süden, im Vordergrunde mit den Gleichen, der Porta Eichsfeldica und dem Rusteberge, erhebt der Rabenkopf sein hohes Haupt. Rechts davon, südlicher, bezeichnete Oskar zwei Punkte als den Kyffhäuser mit dem Rothbart und dahinter den Inselberg in Thüringen. Drehte man sich noch mehr nach Süden, so hatte man das reiche Leinethal zu seinen Füßen und ragten Arenstein, Hanstein, Ludwigsstein mit dem Hintergrunde des langgestreckten Meißner zwischen grünen

Wäldern und zahlreichen Dörfern auf ihren Burghöhen hervor. Mehr nach Westen zeigten sich die Contouren des Werrathales durch die davorliegenden Bergeshöhen, unter denen sich die Brackenburg auszeichnete. Dahinter sucht sich der Kauffungerwald mit seinem Luthersberge zuguterletzt noch gegen die Vereinigung von Werra und Fulda zu stemmen, die ihr immerwährendes Hochzeitsfest in dem bergumkränzten Thale von Münden zu feiern eilen. Der nordwestliche Blick bot die Wesergebirge bis hinter Hameln, am rechten Ufer die Bergrücken des Id und bis zum Deister, im Vordergrunde den tiefwaldigen Brammerwald und Solling mit der Bramburg als Ausläufer nach Osten. Im Norden übersah man das ganze Leinethal, bis es durch die Hohe Hufe hinter Eimbeck abgeschlossen wurde. Den Weg an der Heerstraße bezeichnen die Burgen Plesse und Hardenberg.

Nachdem Oskar den Cicerone gespielt und Heinrich über alle Berge und Hügel die begehrte Auskunft gegeben hatte, wandte er sich zu seinem Geschäftsgange; nach anderthalb Stunden erwarte er Heinrich dort rechts im Jägerhofe zum Frühstück. Obgleich nun die Aussicht und Fernsicht nach allen Seiten schöner war als die nach Nordwesten, so richtete doch Heinrich seine Augen wie das Fernglas nirgends häufiger hin als

dahin, wo er den Deister und seine Ausläufer in der Porta Westphalica zu erblicken glaubte, denn hinter diesem letzten Gebirge lagen nur noch föhrenbewachsene Sanddünen, und dahinter lag Heustedt und lag Grünfelde. Ob sie wol schon morgens getraut werden? dachte Heinrich. Wie lieblich wird Anna als Braut aussehen, diese lachenden Augen, diese reizenden Grübchen, dieser Sammt der Wangen, dieses goldene Haar! Doch plötzlich war es, als wolle sich das Schabernackspiel der Nacht wiederholen, er sah Theresens Gestalt in dem Brautkleide, und die Augen Theresens sahen ihn mit einer Liebe und Zärtlichkeit an, wie sie ihm einst als Kind aus den Augen der Mutter erinnerlich schienen, aus einer Zeit, wo er noch in der Wiege lag. Das Mutterwort: „Liebe ist ohne Gegenliebe nichts als leeres Phantasiegebilde", fiel ihm wieder ein und durchdrang ihn mit seiner tiefen Wahrheit. Er weilte einige Augenblicke in diesem Gedanken und gestand es sich, wie er doch nicht ungeliebt sei, und er nahm sich vor, Anna's Bild gänzlich aus dem Herzen zu bannen. Ja, wenn das nur so leicht gethan wäre!

So saß und träumte er; Oskar war nach Dransfeld gegangen, zurückgekehrt, ohne ihn im Jägerhofe zu finden, er fand ihn noch auf dem alten Platze träumend, das Gesicht nach Nordwest gewendet.

Die Tage schwanden, wenn auch das vorher entworfene Programm zu ihrer Ausfüllung nicht immer innegehalten werden konnte, da das Wetter abermals alle seine bösen Seiten herauskehrte und von Aufdenanstandgehen, von weitern Touren nach der Teufelskanzel, Allendorf und dem Meißner verzichtet werden mußte. Nachdem bei den Pastoren, Förstern, Gutspächtern u. s. w. der Umgegend Visiten gemacht, diese bei Baumgartens zu Tische gewesen waren, erfolgten indeß mehr Einladungen, als man annehmen konnte. Heinrich mußte in Hedemünden, in Jühnde und einem hessischen Dorfe predigen, und namentlich die weiblichen Zuhörer lobten seinen Vortrag wie den Inhalt seiner Predigten. So war es Ende August geworden, und jetzt kam der Herr des Hauses Berlepsch, Hofrichter und Schatzrath von Berlepsch, zur Jagd, und sein Sohn, der Drost, kam von Herzberg herüber. Oskar Baumgarten beaufsichtigte die Berlepsch'schen Forsten und beschoß das Jagdgebiet derselben, manches Stück Roth- und Schwarzwild in die Küche nach Hannover liefernd. Der Hofrichter liebte die Geselligkeit, und wenn er auf dem Schlosse war, wurden die Honoratioren der Umgegend, die Förster und Pfarrer, sein Gerichtshalter, der zugleich Advocat und Notar in Hedemünden war, nicht nur fleißig zu den Treibjagden

gezogen, sondern auch häufig zum Diner geladen. Heuer, wo das abscheuliche Wetter beinahe jeder Jagd ein Hinderniß war, folgten sich die Einladungen rascher, und Oskar wie Heinrich waren beinahe tägliche Gäste im Hause Berlepsch; dem alten Herrn, dem die Frau längst gestorben war, schmeckte das Essen nicht ohne Gesellschaft.

Vielleicht trug aber auch der Umstand dazu bei, daß der alte Herr in Heinrich einen sehr geduldigen Zuhörer fand, den er stundenlang mit einer Menge Reformplanen unterhalten konnte, die er ins Leben gerufen hätte, wenn er Minister geworden wäre. Der eigene Sohn, wie Oskar und andere, hatten das Thema schon zu viele Jahre gehört, um noch Interesse daran zu haben.

Eines Tags, Mitte September, als man im Thurmzimmer des Schlosses nach dem Himmel schaute, ob er nicht einmal Erbarmen haben und Gelegenheit zu einem großen Treibjagen geben würde, und der alte Herr, ungeduldig auf den Ruf, daß zum Essen gedeckt sei, sein altes Thema angeschlagen hatte, daß, wenn sein Vetter, der Graf Hardenberg, sich nicht mit dem Prinzen Ernst erzürnt hätte, weil dieser seiner Schwester zu zärtlich den Hof gemacht, dieser das Kurfürstenthum jetzt von London aus beherrschen würde, als allmächtiger

Premierminister, und er in Hannover Kammerpräsident sein würde und seine Reformen ins Leben rufen könne, da geschah das bisjetzt unerklärliche, aber so häufig vorkommende Zusammentreffen, es erschien der Wolf in der Fabel. Oskar, der am Fenster stand, machte den Drosten darauf aufmerksam, daß von da, wo sich der Weg in den Park einbog, eine sechsspännige Extrapost angefahren komme. Man holte ein Fernglas herbei und unterschied deutlich die Uniform der preußischen Postillone, und bald hörte man auch aus zwei Hörnern ein lustiges Reiterlied den Berg hinaufblasen. Man machte Conjecturen, wer wol der Insasse der großen prächtigen Kalesche sein möge, ohne das Richtige zu treffen, denn den wirklichen Insassen, den Bruderssohn der Mutter Berlepsch's, den kürzlich mit dem Rothen Adlerorden decorirten und zum preußischen Cabinetsminister ernannten Grafen, später Fürsten Hardenberg, glaubte man ziemlich weit entfernt; der hatte ja Ansbach zu reguliren und preußisch zu organisiren, dessen Markgraf Land und Leute dem Könige von Preußen übergeben und sich seiner Souveränetät gegen eine sichere Leibrente begeben hatte. Und dennoch war es Hardenberg, damals zweiundvierzig Jahre alt, ein großer stattlicher Mann, geschaffen, Weiberherzen im Sturm zu nehmen. Die beiden im „Faust“ ausgesprochenen Maximen,

die Gunst der Frauen zu erwerben, hatte Goethe aus seinem Munde vernommen, als er mit ihm und Jerusalem zusammen zu Wetzlar war, Hardenberg hatte beide erprobt. Der alte Arndt hat in seinen „Wandlungen und Wanderungen“ Hardenberg in Stein'scher Manier angeknurrt, ihn einen homo mulieris genannt. Es ist wahr, Hardenberg hatte viel von der Natur des Alcibiades, Egmont und anderer Herzenseroberer, aber um mit der verhüllend diplomatischen Sprache des Verfassers der „Lebensbilder“ zu reden, war nicht diese wunderliche Abhängigkeit und Unabhängigkeit von Julia, Fulvia, Octavia, Kleopatra, die Wahlfrauen abgerechnet, etwas Staunenswerthes? Diese Gabe, Menschen in wenig Augenblicken zu gewinnen, etwas nur wenigen Gegebenes?

Der Graf kam von Ansbach. Da, wo die Heerstraße von Heiligenstadt sich rechts nach Göttingen wendet, links der Werra sich zuzieht, war ihm der Einfall gekommen, statt direct zum Schloß Hardenberg zu eilen, nach links abzubiegen und dem ältern Vetter eine Ueberraschung zu bereiten.

Man setzte sich zur Tafel, an der Hardenberg beinahe die Kosten der Unterhaltung allein trug, denn selbst der redselige Berlepsch schien den tiefsten Respect vor dem jüngern Vetter zu haben. Man unterhielt

sich lange und ungenirt über die hohe Politik. Berlepsch hatte dazu die Veranlassung gegeben, indem er es völlig unverständlich fand, wie Preußen der gleichsam durch die Natur gebotenen Stellung zu Oesterreich am 27. August 1791 in Pillnitz habe entsagen können, um sich mit diesem in Freundschaft zum Schutze des in Frankreich bedrohten Königthums und der Niederdrückung der Neufranken zu verbinden.

Der Schloßherr zeigte Hinneigung zu dem Neufrankenthum, bezweifelte eine treue und aufrichtige Bundesgenossenschaft des in den Händen jesuitischer Minister liegenden Oesterreichs, sprach von der Macht der Ideale, tadelte das kurz vorher bekannt gewordene Manifest des Herzogs von Braunschweig, obgleich er wußte, daß der als Geheimrath in Ferdinand's Diensten gestandene Vetter, der diesem eigentlich seine Stellung in Berlin verdankte, ein treuer Anhänger des Herzogs war.

Der Graf nahm die Coalition in Schutz, vertheidigte aber das Manifest nur schwach, es gieße freilich Oel ins Feuer, nach den neuesten Depeschen, die er von seinem königlichen Herrn erhalten, lasse die Eroberung von Verdun auf eine baldige Niederwerfung der Neufranken hoffen. Sein königlicher Herr weile in Glarieux bei Verdun, die Armee dringe rasch vor,

und er werde, nachdem er in wenig Tagen das Nöthige auf dem Hardenberge geordnet, dem Könige ins Hauptquartier folgen, das dann vielleicht schon in Paris aufgeschlagen sei.

Der Schatzrath meinte zwar, er fürchte, das werde doch so schnell nicht gehen, das Wetter sei abscheulich, und in Paris organisire man den wahren Widerstand erst, möglich sei sogar, daß das Ding ein Ende mit Schrecken nähme. Auch schiene die österreichische Mitwirkung nicht energisch und kräftig genug. Allein Hardenberg lachte und meinte mit leichtem Sinne: „Ich hoffe, es sollen wenige Wochen vergehen, und ich selbst werde mich in Paris überzeugen können, ob die Pariserinnen durch die Revolution an ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit verloren haben. Jedenfalls werden sie unter der Regierung Ludwig's XVII. diese bald wiedergewinnen.“

Der arme Candidat der Theologie hatte einen Mann von solcher gründlich wissenschaftlichen Bildung, von solcher Höhe und solchem Umfange des Blickes in die menschlichen Verhältnisse, verbunden mit den feinsten, leichtesten, gefälligsten Manieren, noch nie gesehen, er starrte ihn fortwährend an und vergaß darüber Essen und Trinken. Der Graf, der dies bemerkte und den das politische Gespräch ermüdete, erbarmte sich seiner,

er fragte ihn auf das leutseligste nach seinen Studien, erkundigte sich nach göttinger Größen, nach Schlözer und Spittler, Eichhorn, Michaelis und Planck, nach Lichtenberg und Bürger, auch nach Heinrich Dietrich, dem Buchhändler; er lobte unsern jungen Freund, daß er sich mit der in Göttingen sonst verrufenen Kant'schen Philosophie beschäftigte, sprang auf Goethe's „Faust" über, aus dem er lange Stellen recitirte, zeigte sich bewandert in allen Fächern der poetischen deutschen Literatur und rühmte namentlich Schiller's neueste historische Arbeit im „Taschenkalender für Damen". So kam der Tafelschluß — der Champagner war entkorkt, und Oskar wagte auf das Wohlsein der tapfern preußischen Armee, welche die Champagne wol schon erobert habe, in Epernay campire und dort sich an dem edeln Schaumwein selbst labe, ein Hoch! anzustimmen. Wer hätte geglaubt, daß die tapfere Armee nach drei Wochen schon, im traurigsten Rückzuge begriffen, eilen mußte, hinter dem Rhein Schutz zu suchen? —

Pfeife und Taback wurde mit dem Kaffee präsentirt, man überließ sich gemüthlichen Plaudereien.

„Wie haben dir denn die Ansbacherinnen gefallen?" fragte Berlepsch den Vetter.

„Sie sind nicht so warm, zuvorkommend und hingebend als die Wienerinnen und nicht so kalt und heuch-

lerisch als euere Damen in Hannover; aber, wenn sie lieben, voll Glut und Opfermuth."

„Apropos, lieber Drost", wandte sich der Graf zu dem Drosten, „ich habe ganz vergessen — die Staatsactionen mögen das entschuldigen — dir meine Gratulation zur Verlobung mit Ida von Vogelsang zu bringen. Ehe ich zum Reichstage nach Regensburg ging, war ich einmal einige Zeit in Heustedt, als Gast des Grafen von Wildhausen. Das waren drei herrliche Weiber, die Gräfin Melusine, die Baronin Bardenfleth und die Vogelsang, deine Schwiegermutter wie die übrigen nicht gar spröde. Gute alte Schule!"

Hardenberg schien sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen, und zwar in eine angenehme, denn seine schönen Züge verklärten sich förmlich.

Der Drost bekam Fahrwasser, er war bisjetzt schweigsam gewesen.

„Also lieber Oheim, du kennst Heustedt? Da muß ich dir doch die neueste Anekdote erzählen, die bei der Doppelhochzeit der Olga von Wildhausen und ihrer Milchschwester Anna passirte; ein Skandal, der in Hannover das größte Aufsehen erregt hat."

Und der Drost erzählte nun, was unsere Leser bereits wissen. Heinrich wurde es warm und kalt bei dieser Erzählung; weder der Schloßherr noch sein Sohn

ahnten, daß und in welcher Beziehung er und Oskar zu Heustedt und den Personen ständen, von denen man sprach.

„Da strafen sich die Sünden der Väter und Mütter“, sagte der Graf; „kein nobler Blutstropfen mehr in diesen Schlottheims, trotz des uralten Adels. Die Großmutter war Maitresse Georg's II., vom Manne selbst in der Göhrde verkuppelt, es gelang ihr aber nicht, die Schulenburg zu verdrängen; die Mutter suchte sich Liebhaber aus allen Ständen; der Geheimrath hatte selbst stark gelebt in Wien und Berlin und ließ es geschehen.

„Dieser Gestütmeister, von dem du erzählst, muß derselbe sein, der mit der Karoline Mathilde von Kopenhagen kam, eine Creatur Struensee's, aus der Hefe des Volks, von dem man arge Dinge erzählt. Er soll noch lange im Solde der Giftspinne Juliane gestanden haben, das wird kaum ein gutes Ende nehmen, diese Doppelhochzeit!“

Man war auf ein Kapitel gekommen, das unerschöpflich war, auf die Entartung des hannoverischen Adels durch die Maitressenwirthschaft seit der Zeit des Kurfürsten Ernst August. Hardenberg wie Berlepsch waren äußerst bewandert in allen den geheimen und öffentlichen Liebesaffairen der beiden ersten George, und

Bayerische Staatsbibliothek München

man zählte die wenigen Familien auf, die sich rein erhalten von dem Versuche, durch Gattinnen und Töchter Gunst und Ehrenstellen zu gewinnen.


Heinrich winkte dem Schwager mit den Augen zu, dieser verstand endlich, und man verabschiedete sich. Als man ins Forsthaus zurückgekehrt war, erklärte Heinrich, er werde morgen abreisen, es wäre ihm, als müsse er Anna aus einer großen Gefahr befreien.

In der Nacht träumte er denn wirklich, Claasing wäre ein neuer Blaubart und erdrossele seine Anna.

Am folgenden Tage brachte Oskar den Schwager nach Göttingen, wo er zwei Tage sich aufhalten mußte, um die Abfahrt der Postkutsche, einer federlosen natürlich, die wie ein heutiger Thierwagen aussah, nach Hannover zu erwarten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München



man zählte die wenigen Familien auf, die sich rein erhalten von dem Versuche, durch Gattinnen und Töchter Gunst und Ehrenstellen zu gewinnen.

Heinrich winkte dem Schwager mit den Augen zu, dieser verstand endlich, und man verabschiedete sich. Als man ins Forsthaus zurückgekehrt war, erklärte Heinrich, er werde morgen abreisen, es wäre ihm, als müsse er Anna aus einer großen Gefahr befreien.

In der Nacht träumte er denn wirklich, Claasing wäre ein neuer Blaubart und erdrossele seine Anna.

Am folgenden Tage brachte Oskar den Schwager nach Göttingen, wo er zwei Tage sich aufhalten mußte, um die Abfahrt der Postkutsche, einer federlosen natürlich, die wie ein heutiger Thierwagen aussah, nach Hannover zu erwarten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oppermann, Heinrich Albert,

Hundert Jahre, 1770 - 1870 Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen

Bd.: 2

Leipzig 1870

P.o.germ. 1036 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015202-5